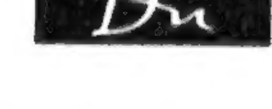


SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 7 JULI 1946 FR. 2.50


CF - SCHÖNHEITS - PFLEGE
Solprotex
Sonnenbaden, aber mit Verstand! Verwenden Sie Solprotex, das bewährte Sonnenschutzmittel: Es verhilft zu natürlicher Bräunung ohne den gefährlichen Sonnenbrand.
CLERMONT ET FOUET



Henri Matisse: Der schwarze Tisch
Privatbesitz Bern



Schweizerische Monatsschrift Juli 1946 Nr. 7 6. Jahrgang

IM AUGUSTHEFT

DER WALD

Karl Alfons Meyer: Wald der Heimat

*

In farbigen Wiedergaben:
Robert Zünd: Der Eichwald
Gottfried Keller: Waldlichtung
Ludwig Kirchner: Bergwald

*

Das farbig photographierte Eichhörnchen und andere Farbphotos

*

Waldzeichnungen verschiedener Künstler

*

Bilderbogen eines Kohlenmeilers
Zahlreiche Photos

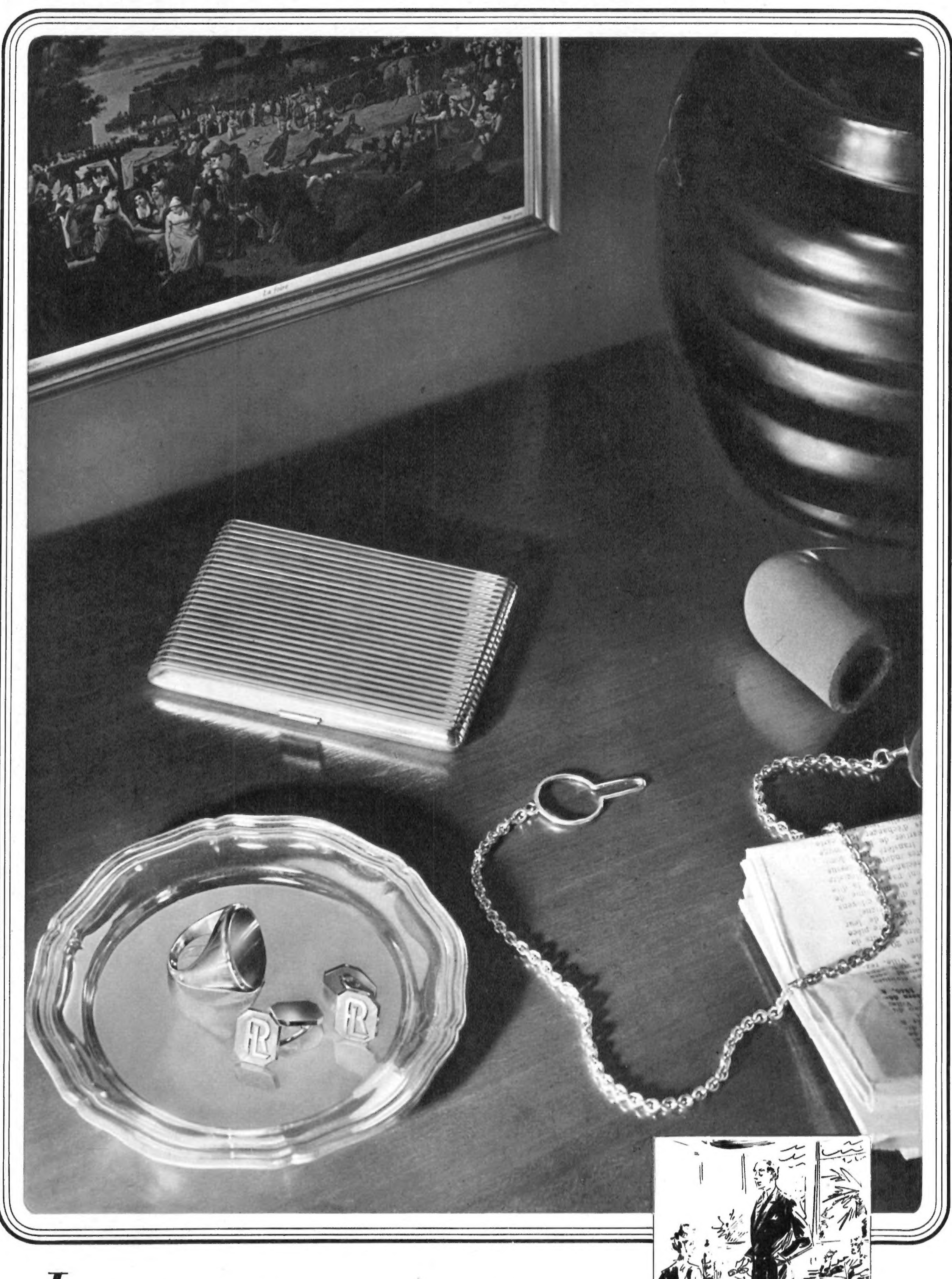
*

Prof. Dr. O. Schneider-Orelli: Insekten des Waldes
Peter Meyer: Der Wald als Lebensgemeinschaft
Adolf Fux: Hüter des Gebirgswaldes
Erwin Schneiter: Am Kaminfeuer
Albert Bettex: Dichter, Bäume, Wälder

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790



*In der Gleichförmigkeit moderner Lebens-
gestaltung bleibt künstlerischer echter
Schmuck ein Zeugnis der Persönlichkeit*

GEWISS...
WIR IN RIO
LACHEN GERN



Sind wir schöner als andere Frauen? – Nein. – Vielleicht ein wenig temperamentvoller und vielleicht ein wenig abenteuerlustiger. Wir lieben es, Schmuck zu tragen, eine wilde Blume ins Haar zu stecken oder ein buntes Tuch um den Hals zu schlingen. Wissen Sie, warum wir oft und gerne lachen? Es soll nichts Reizvolleres geben als den Kontrast unserer weiß blitzenden Zähne zu unseren dunkeln Haaren, braunen Gesichtern und geheimnisvollen Augen.

KOLYNOS DENTAL CREAM

A SCIENTIFIC DENTAL CREAM

CLEANSING ANTISEPTIC GERMICIDAL DELICIOUS

Wir wissen gut, worauf es ankommt: Nur gepflegte Zähne sind wirklich schön. – Darum schwören wir auf Kolynos. Ihm verdanken wir den Zauber unserer Zähne, die den zarten Glanz der Perlen haben. Kolynos gibt ihnen nicht nur Schönheit, Kolynos hält sie auch gesund und es macht den ganzen Mund eigenartig – köstlich frisch.

Wie man mir sagt, sollen laut einer Umfrage die Hälfte der Schweizerinnen ihre Zähne nicht regelmäßig putzen. Ich kann das nicht verstehen. Nicht einmal, sondern zweimal putzen wir unsere Zähne — nichts ist doch angenehmer, als mit frischem Munde einzuschlafen.

Last thing
at night —
first thing
in the morning

KOLYNOS

Whitehall Pharmacal Co., New Haven, USA.

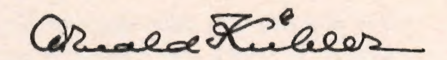
Zu unserm Juliheft

Mitte Mai erhielt die Redaktion folgenden Brief: «*An das ‚Du‘, Redaktion, Zürich. Beiliegend sende ich Ihnen Ihre letzte Nummer zurück. Ich kann mir nichts Geschmackloseres vorstellen als dieses letzte Heft und will es nicht mehr herumliegen sehen. Statt daß ich es nun stillschweigend in den Papierkorb wandern lasse — auch für das Wartzimmer ist es nicht zu gebrauchen —, will ich es Ihnen lieber zurückschicken, damit Sie wenigstens wissen, wie das Heft wirkt, und zwar nicht nur bei mir, sondern auch bei andern. Kurz: es ist eine böse Geschmacksverwirrung, das Leid eines andern, überlebensgroß und farbig, als Titelblattverzierung Ihres Magazins zu verwenden. Noch einige solcher Nummern, und Sie können mich von der Abonnentenliste streichen. — Statt eines eventuell langen erklärenden und belehrenden Briefes wäre es mir lieber, wenn Sie mir eine Ihrer wirklich schönen, früheren Nummern zuschicken würden, am liebsten eine mit schönen Kunstreproduktionen moderner Kunst. Mit freundlichen Grüßen: Dr. med. U. K. in S.*»

Gemeint war das farbige Titelblatt des Maiheftes, die Photo jenes Knaben aus Holland mit dem narbenbedeckten Antlitz. Dieses Titelbild hat viele Unruhe erzeugt, hat uns Tadel und scharfe Ablehnung eingetragen, aber auch Aeußerungen folgender Art: «*Liebes ‚Du‘! Du hast mich mit der letzten Nummer mitten ins Herz getroffen, und ich hoffe, es sei noch recht vielen Lesern so ergangen . . . Den größten Eindruck hat mir das Titelbild gemacht. Ich muß dieses arme, vernarbte Bubengesicht immer wieder ansehen und mir vorstellen, daß auch seine kleine Kinderseele solche Narben hat von allen möglichen Erlebnissen und Eindrücken. Was dann noch im Geleitwort über den Knaben zu lesen ist, hat mich tief erschüttert. Ich möchte Dich nun fragen, ob es wohl möglich wäre, die Adresse dieser Familie zu erhalten. Bekannte von uns haben ein Holländer Mädchen, welches Ende Mai heimkehrt, und so könnte ich vielleicht ein Paket mitgeben für den lieben Buben, damit auf sein Gesicht ein Lächeln kommt. Leider gestatten es mir die engen Wohnverhältnisse nicht, ein Kind aufzunehmen, aber es gibt ja genug Gelegenheit zum Helfen . . . Frau H. B.-A. in W.*»

In welchem der zwei Briefe lebt nun das richtige Verhalten? Diese Frage soll gar nicht zur Verteidigung der Redaktion dienen. Es handelt sich nicht ums Rechthaben. Wenn wir mit dem Bild bei vielen Lesern Abneigung und Widerwillen erzeugt haben, dann sind wir gerne bereit, für das Mißvergnügen uns zu entschuldigen, das wir diesmal bei unsern Freunden hervorriefen. Ist damit die Sache erschöpft? Bei weitem nicht. Der Beschauer, der über Bilder urteilt, fällt damit ein Urteil auch über sich. Bilder sind Fragen an den Beschauer: «Wie verhältst du dich vor mir, was kommt vor mir dir in den Sinn, was für Gefühle steigen vor mir in deinem Innersten auf?» Unser Titelbild war eine Art Test fürs Schweizervolk. Ein Volksbefragungsbild. Leider hat kein Psychologe die Ergebnisse planvoll ausgewertet. Diese Befragung lag nicht etwa in unserer Absicht. Wir hätten bewußt zu solchem Uebermut uns nicht das Recht genommen. Wir erkennen selber erst hinterher, was im geheimen den Entschluß mitbestimmte, denn wir waren unter uns Redaktoren gar nicht so einig oder sicher in der Wahl dieses Bilds.

Alle jungen Menschen haben ihm zugestimmt, sie haben dessen rücksichtslose Offenheit und Wahrheit anerkannt, viele unentwegte Umstürzler und Verbitterte lasen beifällig den Vorwurf heraus, den das Bild an eine Gesellschaft richtet, welche Menschen in diesen Zustand gebracht hat. Sehr viele Frauen wendeten sich heftig ab. Es ist schwer zu sagen, was im einzelnen bei jeder Abwehr im Innern der Betroffenen vor sich ging. Es gibt auch in solchen Fällen eine Oberflächen- und eine Tiefenwirkung, die oft verschieden sind. Den Vorwurf der Geschmacklosigkeit nehmen wir auf uns. Das Schreien des Unglücklichen war noch nie nach dem Geschmack der Bewahrten. Geschmack? Was ist das? Was ist er vor der Wahrheit, der Liebe, dem Opfer? War er als oberster Richter zuständig vor dem Bilde jenes Knaben?



Nachschrift: Unsere Aktion für das Kinderdorf in Trogen hat zu einem völlig überraschenden Ergebnis geführt. Es sind bis jetzt rund 30 000 Franken eingegangen. Diese Summe soll den Bau eines holländischen Kinderhauses für 16 kriegsverletzte Vollwaisen einleiten. Das ganze Heim wird 75 000 Franken kosten. Wir hoffen, daß es im Oktober eröffnet werden kann und werden unseren Lesern noch dieses Jahr ausführlich vom Kinderdorf berichten. Den freundlichen Geberinnen und Gebern vorerst unseren herzlichen Dank! W. R. C.



ODILON REDON: Frauenkopf. Paris, Louvre



EDOUARD MANET: Berthe Morisot. Privatbesitz Bern

SIEBEN FRANZÖSISCHE FRAUENBILDNISSE

Aufnahmen aus einer Ausstellung der Berner Kunsthalle: «Schule von Paris»

Vielleicht erinnert man sich, früher einmal einen Magneten gehabt zu haben. Als Relikt der Kindheit wird er längst verschenkt worden sein. Aber als «Bild» und «Gleichnis» sollte er in Erinnerung geblieben sein. Denn jedesmal trat beim Magneten in einer bestimmten millimeterhaften Distanz der Moment ein, wo das kleinere Eisen zuckend dem größeren Eisen zuflog. Dabei spielten, wie man uns sagte, «polare» Kräfte die merkwürdigste Rolle. Ja, man konnte, durch Reiben, jedes Stücklein Eisen selbst polar und magnetisch machen!
Es scheint, daß bei der geradezu unerhörten «Reibung» unserer Jahrzehnte auf den verschiedensten Gebieten eine erstaunliche Magnetisierung eingetreten ist. So wurden etwa Menschen, die bisher als für künstlerische Erscheinungen fast unempfindlich galten, auf einmal auf eine vorher unvorstellbare Weise nach kleineren oder größeren «Zusammenstößen» mit der Kunst begierig. Solche Zusammenstöße zeigten sich zentral oder peripherisch. Wir können nur einige Beispiele andeuten.
Wie ist zum Beispiel das Auftauchen japanischer Holzschnitte für die Pariser Impressionisten wichtig gewesen, wie wichtig die geistige Beschäftigung mit dem Problem des sich in den achtziger Jahren langsam vervollkommnenden Vierfarbendruckes! Das heißt, es fingen damals Maler an, «rein technisch» zu denken. Sie wußten, daß die Wirkung stärker ist, wenn man die Töne wie im Farbenholzschnitt flächenhaft bindet, daß der Farbklang frischer wird, wenn Einzelfarben in gemäßen Mengen nebeneinandergesetzt sind, ohne sie vorher auf der Palette zu mischen. Künstler wie Manet oder Renoir, aber auch Maurice Denis und Henri Matisse treten vor ihrem Objekt gleichsam selbst in eine «polare» Spannung auseinander: Zu einer technischen Bewußtheit einerseits, wie sie vorher kaum möglich gewesen ist, kommt andererseits leidenschaftliches, unbewußtes Miterleben, das in die so überraschend gewonnenen neuen Darstellungsmöglichkeiten einströmt. Man merkt diese Steigerung des Künstlertums aus seinen Polen heraus sofort an der oft unglaublichen Entwicklung, die der einzelne Künstler nun, hingerissen von seinen positiven und negativen Elementen, Jahr für Jahr nimmt. Ging doch früher mit dem Erreichen der Meisterschaft immer auch eine gewisse Konstanz der Meisterschaft parallel. Ein Matisse, ein Picasso aber sind nun alle zwei Jahre auf eine sofort sichtbare Weise durchaus «erneuert», fast möchte man sagen in einer immer neuen Pubertät ihres Künstlertums. Man kann die Steigerung auch an der Reihe von sieben Bildern von sieben Meistern sehen. Sollte man nicht meinen, es müßten Jahrhunderte zwischen dem 1895 gemalten Frauenbildnis von Renoir und dem 1938 entstandenen Bildnis von Picasso liegen? Dabei sind es Jahrzehnte!
Aber solche «magnetisierende Reibungen» sind in diesen Jahrzehnten ja auch peripherisch beim Publikum aufgetreten. Eine Ausstellung wie die der «Ecole de Paris», der die meisten Bildnisse entnommen sind, wäre vor dreißig Jahren noch tumultuarisch aufgenommen worden. Jetzt wirkte sie in Bern selbst magnetisch, nicht bloß auf Millimeter wie bei unserem einstigen Kinderspielzeug; sondern man wurde aus zweihundert Kilometern Distanz angezogen! Jeder der vielen von den Kriegsereignissen erschütterten oder doch durch Jahre isoliert gewesenen Besucher wollte jene Bilder sehen und betrachten mit dem Gefühl, wie man eine der letzten großen Möglichkeiten europäischer Gegenwart und Zukunft betrachtet. Auch vor die neuesten, hier nicht mehr abgebildeten Wendungen der Darstellungsweise traten Besucher mit der Grazie nun schon selbst — in Kleidern — getragener moderner Farbenspannungen und mit dem Charme psychologisch nuancierter Diskussionen, die immer zu solchen Kunstentwicklungen dazugehören. Dabei sah man, wie jedermann sein Bild suchte und fand, wo für ihn der eigentliche «Zuck» eintrat, wo sich die kleinere mit größerer Existenz verbindet, wie Eisen mit Eisen, und der Kunstfreund zum Liebhaber wird.



AUGUSTE RENOIR: Porträt der Mme Stephen Pichon. Paris, Louvre



MAURICE DENIS: Bernadette und die Bonne. Sammlung Mme M. Poncet, Lausanne



GEORGES ROUAULT: Mädchen vom Zirkus. Sammlung Etienne Bignou, Paris



PABLO PICASSO: Der Strohhut. Sammlung Etienne Bignou, Paris

Das mag für manch einen fast von selbst vor der schier dämonischen Schwarzweiß-Kontrastierung geschehen sein, mit der ein MANET das schicksalhafte Bildnis der Berthe Morisot zusammengefaßt hat. Ein Maler malte eine Malerin. Welche Pinselstriche, welche große Handschrift! Aber man gehe neben der technischen Leistung, die ein halbes Jahrhundert bewundert hat und die immer von neuem hinreißend sein wird, auch auf die künstlerische Formulierung ein: wie der Blick der Augen durch eine dunkle Locke aufgerissen wird, wie das ganze Gesicht schicksalsberührt erscheint, da sein Kontur von dem eigenen schwarzen Handschuh unterbrochen wird. Zweimal, gesteigert dasselbe, die Umrisse unterbrechende Motiv! Auch vor dem Gegenteil, den lebensprühenden Frauenbildnissen RENOIRS, tritt die Bewunderung leicht ein. Sie enthalten so viel blühende Gegenwärtigkeit, daß die fernen Ahnen Delacroix und Rubens mit der neuen, blühenderen Technik an Lebenslust überboten erscheinen. Jeder Kontur ist aufgelöst, Gesicht und Büste sind wie zur vollen, offenen Rose geworden, wie die geöffnete Blume am Gürtel. Der geheimnisvolle Reiz eines Bildnisses von ODILON REDON wird viel seltener aufgenommen: er kommt bei diesem lange Jahre in tiefer Melancholie verharrenden Maler fein und zart aus dem Dunkel hervor wie die kleinen Marienblumen in dem dunklen Haar.

Das Ammenbildnis von MAURICE DENIS setzt großzügigen Sinn voraus, sowohl für das Technische, das fast auf Wandmalerei hinweist, wie für die psychologische Charakterisierung: Wie tritt die Bonne hinter der kleinen Bernadette zurück, fast wie ein alter Mond neben einer jung erstrahlenden Sonne!

Vor ganz neuen Wendungen aber steht man bei MATISSE. Hier wird die Realität, die doch bei Renoir, Manet, Denis, Redon immer noch galt, fast in Frage gestellt von dem aus Tisch, Vase und Figur aufblühenden Ornament. Da lernt man, was ein Ornament ist, wenn einmal alles Wirkliche, wo immer es sich zeigt, die Neigung hat, sich vom schweren Sinn der Existenz zu befreien und in lauterstes Schmuckwerk zu verwandeln, so wie für König Midas alle Dinge in pures Gold. Scheint das Ornament der Tapete und dem Vorhang noch selbstverständlich angemessen, so tritt es doch auch dort außerordentlich hervor, da der gestreifte Boden und der gegitterte Rohrstuhl sofort «mitmachen». Auch die ovalen und runden Dinge auf dem Tisch «spielen» mit — und ebenso der Mensch. Sein zartes Oval wird zur Blüte in den Ranken des Bildes. Das schicksalhaft Menschliche ist auf einmal «leicht» geworden. Nun können sich auch die Farben von ihrer ursprünglichen Gebundenheit an Ding und Erscheinung lösen, um zum schönen Spiel eines Bildes zu werden. Plötzlich ist das Tischtuch, um einen tiefsten Ton zu bilden, ohne Düsternis, sogar schieferhaft schwarz geworden; es gab damit dem Kunstwerk den Namen: La table noire.

Ein Kopf von ROUAULT wird von den einen als allzu modern abgelehnt, von andern wird gerade darin und besonders in der Profilstellung des Kopfes und den «mittelalterlich» glühenden Farben etwas sehr Altes empfunden, wie wenn auch ein Zirkusmädchen im Begriffe stünde, sich in eine mittelalterliche Heilige zu verwandeln. Polare Spannung, die so oft in der modernen Dichtung dargestellt wurde! Hier haben nicht die einen gegen die andern Recht, sondern, wie beim Magnet, beide Seiten. Der moderne Rouault ist im Anblick alter Glasmalereien zu einem der großen Begreifer jener untergegangenen Welt geworden; und er verbirgt in der Farbenglut sein Gefühl, daß auch wir untergehen.

Bei dem Frauenbildnisse PICASSOS wird man sich erst ganz zuletzt auf das Titelelement «Strohhut» beschränken, so sommertäglich gelb dessen Farbe vor der Himmelbläue steht. Jedes Bild Picassos ist immer mehr als ein Bild. Insofern haben die recht, welche darin die Summe der modernen Malerei zu sehen glauben. Wie vieles summiert sich darin: die Seitenansicht (das Profil) vereinigt sich mit der Vorderansicht eines Menschen, also die Einäugigkeit mit der Zweiäugigkeit, die Einnüstrigkeit (wenn wir für das fragwürdigste Detail so sagen dürfen) mit der doppelten Nüsternheit. Aber wenn das noch rein visuell, aus verschiedenen Ansichten, zu erledigen wäre (was sicher bei Picasso die Grundlage bildet), so erhebt sich aus der vielfachen optischen Summe alsbald die vieldeutige magische Verzauberung, die von alters in allem, was «Bild» ist, vor sich geht. Und während bei Böcklin noch Menschen renaissancehaft in Zentauren und Fabelwesen umgezüchtet wurden, treten bei Picasso die Zentauren und Polypheme plötzlich aus der Magie seiner ineinander verstrickten Zeichen- und Malkunst hervor wie hier der Einäugige aus dem Zweiäugigen. Hier steht also Optisches und Magisches in polarer Spannung! So kühn ist in dem Fall das Kraftfeld gelegt, daß vom Künstler selbst die Schönheit des weiblichen Bildnisses aufs Spiel gesetzt wird aus dem prophetischen Gefühl heraus, daß sich in einer so spannungsvollen Zeit wie der unsern selbst die Schönheit, sogar die Schönheit der Frau, der der Künstler, auch Picasso, einmal mit so hinreißender Meisterschaft folgte, dem polaren übermächtigen Zwiespalt zu opfern sei. Wie Rilke es in den Elegien dieser Jahrzehnte sagte: «Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang.»

Walter Ueberwasser

SECHS PHOTOS

Wilhelm Maywald	1	Renoirs Modell im Garten in Cagnes-sur-Mer
	2	Renoirs Garten in Cagnes-sur-Mer
	3	Das Atelier in diesem Garten
Christian Staub	4	Zirkustänzerin auf dem Wege zum Auftritt
	5	Clown, seinen Auftritt erwartend
Sisi Bolliger	6	Marché aux puces in Genf












FACILITE LA
GRAINES

Der Sommer im Volksleben

VON WALTER ESCHER

Die Hoffnung auf die sommerlich warme Zeit erfüllt das Gemüt des Menschen schon dann, wenn noch Schnee die Fluren und Wälder bedeckt. Der naturnahe, primitive Mensch versuchte schon während der kalten Wintertage den Sommer zu fördern und die Fruchtbarkeit seiner Felder herbeizuführen. Das mag eine der hauptsächlichsten Glaubensgrundlagen der jetzt zu buntem fastnächtlichem Treiben und Spiel herabgesunkenen Bräuche sein, wie sie an Lätare, dem vierten Fastensonntag, in Deutschland geübt wurden. Burschen und Mädchen führten an diesem Tage — vielerorts wurde er «Sommertag» genannt — eine aus Stroh und Lappen zusammengestückte Puppe, den sogenannten «Tod», in einem kleinen Sarg oder auf eine Stange gesteckt unter dem Absingen herkömmlicher Lieder in den Gassen und Straßen herum. Zuletzt wurde der Popanz entweder verbrannt oder dann kurzerhand ins Wasser geworfen. Dieser erste Akt, der zum folgenden Umzug gehört, ist meistens verschwunden, während das «Sommereinholen» sich noch großer Beliebtheit erfreut. Kinder schmücken Bäumchen, Reiser oder Ruten, oft nur hölzerne Stäbe mit Bretzeln, Eierschalen, bunten Bändern, um den Sommer anzusingen. In einfachem Lied wird gesagt, daß man den Sommer wecken, den Winter aber, der gefangenliege, mit Stangen und Stecken schlagen wolle; man beschließt dann den Gesang mit der verheißungsvollen Strophe:

«Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Wir wünschen dem Herrn einen goldnen Tisch,
Auf jeder Eck ein gebacknen Fisch,
Und mitten hinein
Drei Kannen voll Wein,
Daß er dabei kann fröhlich sein.
Jo, jo, jo,
Der Sommer, der ist do.»

Der arbeitsreiche Sommer, wo Heu- und Kornernte wenig Muße gewähren, ist an Höhepunkten, die Anlaß bieten zu brauchmäßiger Ausgestaltung, unvergleichlich viel ärmer als etwa die Weihnachts- oder Neujahrszeit, da die frohe Botschaft von der Geburt des Heilands verbunden wird mit einem lichtvollen Reigen von Sitten und Bräuchen. Doch auch in sommerlicher Zeit wird versucht, Arbeits- und Kirchenjahr in Einklang zu bringen, das heißt, daß die naturgegebenen Zeitpunkte für den Beginn der verschiedenen Arbeiten durch traditionelle Faktoren mitbeeinflußt werden.

Der Frühling mit seinem farbenreichen Kranz kirchlichen und weltlichen Brauchtums geht im Flachland unmittelbar in die Sommerszeit über. Allerlei Redensarten unterstreichen diesen Uebergang wie etwa: «de Summer anemache», die Vorfenster aus- und die Fensterläden einhängen, «de Summer füre näh», «me chann jez denn scho im Summer ga», die Sommerkleider hervorsuchen, mit Sommerkleidern umhergehen. «Häst de Summer füregnoh», sagt man zu einem, der zum erstenmal mit dem Strohhut erscheint.

Der Sommeranfang in Gebirgsgegenden wird viel deutlicher hervorgehoben. Die Alpfahrt ist hier das Zeichen, daß der Sommer richtig ins Land gezogen ist. Im Prätigau werden am Vorabend der Alpauffahrt auf Maiensäßen und Anhöhen über den Dörfern durch Hüterknaben Holzstöße aufgeschichtet und angezündet. Diese «Alpfüür» scheinen, im Gegensatz zu den die Fruchtbarkeit weckenden Frühlingsfeuern, den ursprünglichen Zweck gehabt zu haben, die Seuchengefahr für Mensch und Tier zu bannen. Sie haben heute einen Sinnwandel erlebt — ein Vorgang, den wir häufig bei nicht mehr verstandenen Bräuchen finden. Man will, so sagt man, den entferntern Dörfern anzeigen, daß man am morgenden Tage zur Alp fahre. In einigen Dörfern desselben Tales umtanzen die Knaben das Feuer, indem sie mit großen und kleinen Schellen einen wilden Spektakel verführen, ja sogar ihre Freude durch einen eigentlichen Lärmumzug dem ganzen Dorfe kundtun. Ein ähnlich lärmender Auftakt zur Alpfahrt war früher auch in andern Teilen des deutschsprachigen Bündens gebräuchlich, wo die Knaben besonders den reichen Viehbesitzern aus Leibeskräften schellten und dafür eine kleine Gabe erhielten.

Der Termin zur Alpfahrt wird teils durch rein wirtschaftliche Ueberlegungen, teils durch altherkömmliche Tagwählerei bestimmt. Der Bezug der Alpweiden wird nach Möglichkeit nicht auf den im Volksglauben verfemten Mittwoch oder Freitag gelegt. Der Bauer versucht durch mancherlei Mittel jegliche Krankheit vom Vieh fernzuhalten. Kohle vom Osterfeuer und gesegnetes Salz feien es gegen alle schädlichen Einflüsse. Trägt das Tier Tropfen einer geweihten Kerze hinter den Hörnern oder die in der Lendengegend eingescherten Buchstaben C.M.B. (Caspar, Melchior, Balthasar), so sind alle bösen und feindlichen Mächte wirksam abgewehrt. Selbst in protestantischen Gegenden sind am Tag der Alpfahrt allerlei Vorkehrungen zu treffen: man soll an diesem Tag nicht in Aeckern oder Gärten arbeiten, will man nicht in Bälde ein Haupt Vieh vergraben. Ebenso soll das Grasmähen unterlassen werden, damit kein Tier verunglücke.

Die Art, wie der Alpaufzug ausgestaltet wird, zeigt tiefgehende Unterschiede. Regional gesehen finden sich die farbenprächtigen Alpfahrten im nordalpinen Gebiet, besonders im Toggenburg und Appenzell, dann im Greyerzerland und Bernbiet. Hier sind die Viehbesitzer zugleich auch Aelpler, die ein eigenes Standesbewußtsein haben und es an diesem Tage zum sinnfälligen Ausdruck bringen wollen. Lassen wir kurz einen solchen Zug etwa aus dem Appenzell oder Toggenburg an uns vorüberziehen: die Sennen haben ihre beste Sonntagstracht angezogen. Schnee-

weißes, mit Motiven aus dem Alpleben besticktes Hemd; die scharlachrote Weste, die mit runden oder viereckigen Silberknöpfen prunkt, bleibt geöffnet, so daß die messingbeschlagenen Hosenträger sichtbar werden. Um die Hüften über der gelbledernen Kniehose schlingt sich ein vielfarbiges Tuch, das allerlei Bilder aus dem Sennenleben trägt. Die weißen Strümpfe sind mit roten Seidenbändern am Knie festgehalten. Die Füße stecken in breiten Halbschuhen, die mit Silberschnallen versehen sind. Ein ganz besonderes Prunkstück ist das Uhrengehänge mit kleinen silbernen Nachbildungen von Rahmkelle, Melkstuhl, Milchmaß und andern Zierlichkeiten. Ohrengehänge vervollständigen diesen eigenartigen Putz. Ein runder mit buntbebändertem Kunstblumenstrauß und Silberfiligranschnalle geschmückter Wollhut dient als Kopfbedeckung. Selbstverständlich darf das silberbeschlagene «Backpfifli» nicht fehlen.

Den Alpaufzug eröffnet der Meistersenne, der an einem über den Nacken gelegten Joch zwei große Senntumsschellen trägt. Ihre Behäbigkeit wird durch reich verzierte Schellenriemen ganz besonders hervorgehoben. Von eigenem Reiz ist der melodische Brauch des «Schellenschüttens». Zwei Sennen stehen sich dabei gegenüber und bringen durch rhythmisches Bewegen ihrer Glocken einen harmonischen Klang hervor, den sie mit Jodeln begleiten. Die stattlichsten Kühe trotten an der Spitze des Zuges. Zwischen ihren Hörnern prangen farbige Blumengewinde. Die übrigen Hirten und die Handbuben tragen die saubern Melkkübel, denen oft eigens für diesen Ehrentag gemalte Schmuckböden eingesetzt werden, am Rücken. Selbst der rußige Käsekessel ist außen blitzblank gescheuert. So ziehen Sennen und Hirten mit ihrer Habe in farbenfreudigem Umzug gleich Herren der Welt zur Alp.

Im Gegensatz zu diesen überreich ausgestatteten Alpfahrten finden wir im inneralpinen Gebiet, besonders in Bünden, nur einen sehr bescheidenen Uebergang von den Maiensäßen zur Alp. Dabei bietet sich keinerlei Gelegenheit zu Schaustellungen, die das Schmuckbedürfnis anregten. Ueberdies widerspräche ein solches Herausputzen der Herde, der Hirten und Sennen der Sachlichkeit und Lässigkeit des Bündners, der ja auch keinerlei Sennentracht trägt. Es ergeben sich daraus wesentliche Unterscheidungsmerkmale zwischen dem inner- und südalpinen Alpwesen und der nordalpinen Hirtenkultur. Die bündnerischen Aelpler, die ihre Tätigkeit nur während weniger Monate im Dienst einer Gemeinde oder Genossenschaft ausüben, haben kein so starkes Standesbewußtsein, daß sie sich etwa in der Tracht von ihren Talleuten unterscheiden wollten.

Unser Bild der Sennen und Hirten aber ist bezeichnenderweise durch die zuerst geschilderten Erscheinungen geprägt worden: es ist die Vorstellung vom Hirten, der gleich einem König auf freier Bergeshöhe lebt und umtönt von Herdengeläute und Alphornklängen ein freies, ungebundenes Leben führt. Nicht allein der Einfluß einer jahrhundertealten Hirtenpoesie, die sich von der Antike über barocke und sentimentalische Schäferidyllen bis in unsere Tage hinein geltend macht, haben dieses Bild mitgeprägt, sondern die volkstümliche Dichtung selbst liebt es, unter dem Einfluß jener Kunstpoesie in ihren Liedern von den Küherleuten zu singen, die allzeit lustig sind, jauchzen und in Freuden leben, wenn der Bauer schwitzen und sich abarbeiten muß. So mildert eine wohltätige Selbstverklärung das sommerliche Alpleben, das gar zu oft ein strenges und hartes ist.

Im Wallis und in katholischen Gegenden überhaupt steigt zu Beginn der Alpzeit der Priester hinauf, um mit der Alpsegnung Gottes Schutz und Hilfe gegen alles Böse zu erflehen. Dafür wird ihm der Ertrag eines Sömmerungstages gespendet. Der Betruf, der abends auf Alpen der Innerschweiz und St. Gallens durch einen Sennen im feierlichen Choralton der Messe gerufen wird, soll ebenfalls Hab und Gut, Hirt und Herde vor allem Ungemach schützen.

Was wir am Johannistag (24. Juni) als Bräuche zu Ehren oder auch nur in weitester Beziehung zu Johannes dem Täufer, einem der volkstümlichsten Heiligen, finden, das geht letztlich auf die nach alter Vorstellung an diesem Zeitpunkt stattfindende Sommersonnwende zurück. Dieser Tag ist ein wahres Sammelsurium von Bräuchen und Glaubensvorstellungen.

Die Mitte des Jahres wird zuerst einmal mit allerlei Regeln umgeben, nach denen das zukünftige Wetter, der Ertrag der Felder, besonders aber die Güte des Weines erraten werden kann.

Verschiedenen zu Johanni gepflückten Kräutern, die, zu Kränzen oder Kreuzen gebunden, in Ställen aufgehängt werden, kommt besondere Zauberkraft zu.

Die an diesem Tage früher üblichen Höhenfeuer hatten ursprünglich keinerlei Beziehung zum Patronatsfest des Heiligen. Der vorchristliche Mensch beging mit weithin zündenden Feuern feierlich den Tag der Sonnwende. Die christliche Kirche versuchte vergeblich, sie auszurotten, und wußte sie dann als Feuer zu Ehren Johannis des Täufers, der «Leuchte der Menschheit», in ihren weiten Bau einzuordnen. Das Abbrennen des Feuers bot Anlaß zu geselligem Treiben. Der Flammenstoß wurde in frohem Reigen umtanzt, von jungen Paaren gerne übersprungen, und wenn sich ihre Hände dabei nicht lösten, so war ihnen eine glückliche Ehe beschieden. Aus dem Kanton Neuenburg wird uns erzählt, daß man kranke Kinder zum Feuer trug, um sie durch dessen Anblick wieder zu heilen. Die Johannisfeuer, von denen Gottfried Keller in seinem Festspiel «Johannisnacht» sagt: «Johannisfeuer glimmt und flimmert Von allen Höhen durch die Nacht, Hat in mein Kämmerlein geschimmert, Daß ich aus tiefem Schlaf erwacht ...», sind weithin bis auf letzte Reste im Wallis verschwunden.

Im Tale ist auf Wiesen und Feldern Arbeit in Hülle und Fülle zu leisten. Oben auf den Alpen aber beginnt an verschiedenen Sonntagen eine frohe Reihe von Festlichkeiten, wohlverdiente Atempausen in strenger Zeit. Es sind Aelplerkirchweihen, die anfänglich in enger Verbindung mit dem Patron der Aelpler, Jakobus, standen. Der Jakobstag (25. Juli) und der darauffolgende Sonntag sind im Säntisgebiet der Zeitpunkt für die sogenannten «Alpstubeten», Volksfesten mit Tanz und Schmausereien. Diese Kette von Alpfesten zieht sich durch das ganze Alpengebiet. Es sind wie der «Suffsunntig» (Suffi = zum Sieden gebrachte Käsemilch, ein beliebtes Getränk) im Saanenland Höhepunkte des Sommers. Die Bauern besuchen dort ihre Alpen, nehmen allerlei Leckerbissen, vorzugsweise «Chüechli, Hamme und Züpfe», mit sich. Oben werden die verschiedenen Milchspeisen genossen. Auf rohgezimmerter Bühne wird im Freien getanzt. Den Höhepunkt erreicht der Tag, wenn die «Meisterkuh», die beste Milchspenderin, mit Blumengirlanden geschmückt, einen Spiegel zwischen den Hörnern tragend, auf den Tanzboden geführt wird und unter dem Absingen des «Lebehochliedes» von den Paaren umkreist wird.

Der Ernteschluß wurde früher (heute noch im Bernbiet) unter verschiedensten Namen wie «Sichelhenki», «Sichellegi», «Sägischänki», «Schnitthanen» gefeiert. Diese fröhlichen Mähler führen uns bereits an den Anfang des Herbstes. Es muß ein Bild

echter Freude gewesen sein, wenn, wie uns aus dem Emmental erzählt wird, zur Erntezeit Gruppen von jungen Mädchen und Burschen aus den Bergen beim Klang von Schwegelpfeifen, Geigen und Schalmeien singend und jauchzend zu den Bauern zogen, um ihnen das Korn zu schneiden. Als Abschluß der strengen Zeit, wo Dankbarkeit und Freude gleichermaßen mittönen, wurde die «Sichlete» gefeiert, von der Gotthelf schreibt: «Die Sichelten ist einer der Haupttage im Bauernleben. Einem armen Tauner und seinem Weibe ist eine Sichelten, an der Wein, zweier oder dreier Gattig Fleisch und Küchleni genug sind, wirklich ein Tag aus dem Tausendjährigen Reich.» Zwar fehlen heute die Schnitterscharen, geblieben ist aber die Erntefreude, die mit einem festlichen Mahl gefeiert wird und sich so zum kleinen Familienfest weitet.

Geht so im Flachland der Sommer allmählich in den Herbst über, so ist das Ende der Alpzeit in den Bergen zugleich auch der markante Schluß des Sommers. Freude über die Rückkehr ins heimatliche Dorf und Freude über den reichen Vorrat geben dem Tag der Alpentladung eine frohmütige Note. Die besten und stärksten Kühe eröffnen mit Blumen und Bändern geschmückt den Zug, der vom dumpfen Baß ihrer Prunkschellen rhythmisch begleitet wird. Die Hauptperson ist an diesem Tag der Senn, dem in der Hauptsache Wohl und Weh der Habe während einiger Monate anvertraut wurde. Im Engadin und Münstertal ziehen die Kinder den Ankommenden mit eigens zu diesem Zweck gemachten Fahnen entgegen und verleihen der Alpentladung das Bild eines kleinen Triumphzuges. Gemeinsamer Trunk und Essen, die sich in Obwalden zu einer Kirchweih ausgestalten, an der den Waldriesen und dem Wildmann ähnliche Figuren umziehen, beschließen den Tag.

Ruhe und Stille kehren dann auf der für kurze Wochen belebten Alp ein. Es beginnt die Zeit, da nach Sage und Volksglauben ungetreue Sennen, welche die ihnen anvertraute Arbeit nicht voll erfüllten, zurückkehren und in nimmer endender Sisyphusarbeit jeden Tropfen vergeudeter Milch verarbeiten müssen.

Ein letzter sommerlicher Widerschein im Herbst, ein Altweiber-, Martins- oder Witwensömmerchen, bildet die letzte Erinnerung an die arbeitsreiche, goldene Sommerszeit.

Im Gras

Lege dich nieder mit dem Haupte,
hinab zu den flüsternden, rauschenden Gräsern,
und höher als die Gebirge erschauest du sie,
höher als die Gipfel und Türme der Städte
und höher als dort im Grunde
des azurenen Meers Horizont.
Zwischen den schwankenden Halmen,
siehe, da geht die Sonne blühend herauf und herunter,
dort der bleiche Mond,
und dort über den Spitzen der Aehren
— funkelnd wie eine Saat —
die unendlichen Sterne.

Hansjörg Schmitthenner

Was ein Amerikaner 1817 in der Schweiz sah

George Ticknor (1791—1871) aus Boston ist unter Literarhistorikern unvergessen als Verfasser einer im ganzen noch kaum überholten Geschichte der spanischen Literatur (1841). So erstaunlich das Werk, so ansprechend der Verfasser. Ticknor verfolgte als Dozent an der Harvard-Universität das hohe Ziel, der jungen, von rauhem Pioniergeist erfüllten Neuen Welt das große Kulturerbe der Alten Welt zuzuführen. Was Europa damals im Zeitalter der Romantik und der Humanitätsidee bedeutete, hatte ihm das Buch «De l'Allemagne» von Germaine de Staël offenbart. In der klassischen Zeit der Bildungsreisen waren auch für ihn, den unermüdlich Aufnahmebereiten, lange Aufenthalte an den großen Stätten europäischer Bildung das Mittel der Vorbereitung auf seine Aufgabe. In der Schweiz zogen der Genfersee und die Stadt Genf ihn an. Wie er hier, durch die Werke der Dichter und Schriftsteller vorbereitet, empfänglich der Landschaft, dem Staatswesen, vor allem aber immer wieder dem Menschen in allen seinen Möglichkeiten aufgetan war, sei durch einige auch kulturhistorisch aufschlußreiche Stellen aus seinen Tagebüchern und Briefen gezeigt (G. S. Hillard: Life, Letters and Journals of George Ticknor. 2 Bände, Boston 1878). Bx.

19. September 1817

Aus Frankreich reiste ich ohne Aufenthalt nach der Schweiz. und als ich zum erstenmal den Genfersee erblickte, erkannte ich wieder alle aus der Poesie vertrauten Züge — die dennoch keine Dichtung je zu übertreffen vermag. Nie zuvor habe ich eine solche Fülle und Ueberfülle von Naturschönheit gesehen. Der Tag, den ich hier verbrachte, mit nie ermüdetem Entzücken die Felsen von Meillerie, die savoyischen Gebirge, das Pays de Vaud betrachtend, ist einer von jenen, die ich nie vergessen werde.

Liebenswürdige Freunde in Paris, und namentlich die Familie der Frau von Staël, hatten mir zahlreiche Empfehlungsschreiben mitgegeben, so daß ich vom Augenblick meiner Ankunft in Genf an kaum eine Minute allein war. Die Gesellschaft ist von der Art, wie ich sie am höchsten schätze. Nahezu jeder, den ich hier kenne, ist eine gewichtige Gestalt in der Regierung der kleinen Stadtrepublik; aber der Geist der Behörden und die gesellschaftliche Atmosphäre wird dadurch bestimmt, daß alle, mit Ausnahme von Sir Francis d'Ivernois, Männer der Feder sind. So sind zum Beispiel Professor Pictet, de Saussures ebenbürtiger Nachfolger, der Botaniker de Candolle und der Physiker Pierre Prévost, die drei Säulen der Universität, zugleich wichtige Mitglieder des Staatsrates. Hier in Genf kann keiner auf Auszeichnung im privaten Kreise oder im Staate hoffen, der nicht auf irgendeinem Gebiet Schriftsteller oder Gelehrter ist. Wer beides ist, braucht weiter nichts, um Achtung zu gewinnen. Ich glaube nicht, daß es in Europa oder Amerika eine Stadt von 25 000 Einwohnern gibt, von der man dasselbe behaupten könnte.

Eines Nachmittags führte mich Herr von Bonstetten in seinem Wagen nach dem schönen Landsitz des Herrn François Huber. Zu meiner neuerlichen Ueberraschung sah ich mit eigenen Augen, was mir bereits bekannt war: der Mann, welcher den bemerkenswerten Traktat über den Bienenstaat geschrieben hat — ein Werk, das ohne lang andauernde Beobachtungen nicht geschaffen werden konnte — war völlig blind und war es auch schon während der Beobachtungen gewesen. In der Tat beruhen all die fesselnden Einzelheiten und Schlußfolgerungen in seinen Studien auf sorgfältigen Untersuchungen, welche *andere*, darunter vornehmlich ein Lieblingsdiener, unter seiner Leitung für ihn durchführten.

Nachdem unter sehr angenehmen Gesprächen einige Zeit verflossen war, kam seine kleine Enkelin, die höchst vertraut mit ihm umging, hereingesprungen, kletterte an ihm hinauf, legte ihm die Arme um den Hals und sagte: «Venez goûter, papa.» Sie führte ihn in den Garten hinaus, wo ein schlichtes Mahl bereitstand. Hier war alles auf sein Gebrechen abgestimmt: Fäden waren in passender Höhe gespannt, den hübschen Spazierwegen entlang, um seine Schritte zu lenken, wenn er unbegleitet war. Er nahm an der Mahlzeit teil, plaudernd und ohne Befangenheit, wie wenn er jeden und alles sähe.

Wir blieben, bis die Nacht gekommen war.

Hier lebt eine russische Gräfin namens Brueß, und da sie Mühe hat, ihr Einkommen loszuwerden (es soll im Jahr eine Million Franken betragen), so vergnügt sie sich damit, ihre Gäste auf eine Art zu unterhalten, wie der einfache Genfer sie selten erlebt. In diese Tage fällt das Geburtsfest ihrer Freundin, der Prinzessin Kourakil, und da diese eben auf Besuch in Genf weilt, beschloß die Gräfin, ein Fest zu geben, das alle früheren Prächte überstrahlen sollte. Um acht Uhr abends fanden wir uns auf ihrem Landsitz am See ein, und gegen neun Uhr waren drei- oder vierhundert Gäste versammelt. Nach dem Tee ging man in das schön ausgestattete Privattheater, wo sie selbst zusammen mit einem halben Dutzend Freunden das vielbesprochene Pariser Modestück des vergangenen Winters, «Le nouveau M. de Pourceaugnac», aufführte. Nach der Vorstellung wurde zu Ehren der Prinzessin eine pantomimische Scharade in drei Akten gegeben, und das Ganze endete mit einem Kosakentanz, der nach meinem Gefühl ein französisches Ballett in den Schatten stellte. Als wir das Theater verließen, führte man uns zu dem phantastisch beleuchteten Observatorium, wo ein Abendessen für uns bereitet war. Die Landschaft sah aber so wundervoll aus, und alles war mit solchem Geschmack dargeboten, daß viele Gäste es vorzogen, auf und ab zu wandeln, die märchenhafte Pracht genießend, die sich hier verschwenderisch entfaltete. Das Fest endete mit einem Ball; wie lange er noch dauerte, weiß ich nicht, denn ich ging um zwei Uhr früh erschöpft nach Hause.

22. September 1817

Heute morgen um acht Uhr verließen wir im Postwagen die Stadt Calvins, Bonnets, Rousseaus und der Frau von Staël. Ich war auf der schweizerischen Seite nach Genf gekommen, und die Berge Savoyens hatten sich feierlich vor mir erhoben; als ich Abschied nahm, beglückte wiederum das Pays de Vaud mit seiner Grazie, seiner Schönheit und Ueppigkeit das Auge ... Nach einem letzten Blick auf das Schloß Chillon und die Landschaften, welche Rousseau beschrieb, fuhren wir nach St-Gingolph zurück, sattelten unsere Pferde und nahmen in wehmütigem Ernst Abschied vom See.



Kurt Herrnsdorf

Harry Wehrli



Bruno Tamblini



Karl Schütz



Irmgard Fedrica.



Rosmarie Zimmermann

Amerikanische Urlauber in den Straßen Zürichs, aquarelliert von Fünftkläßlern. Galerie Chichio Haller



TAUGWALDER UND DAS MATTERHORN

VON ARNOLD LUNN (ALPINE CLUB)

I

Zur Feier des 80. Jahrestages von Whympers Matterhornbesteigung wurde 1945 in Zermatt eine Whymper-Woche durchgeführt. Als einziges englisches Mitglied des Britischen Alpenclubs, das damals am Bankett teilnehmen konnte, hielt ich eine kurze Rede, und am Ende des Abends kam Otto Furrer auf mich zu: «Sie wenigstens haben etwas zum Ruhm des alten Taugwalder geschrieben und gesagt» — eine Bemerkung, die kennzeichnend war für den Gegensatz zwischen den offiziellen Lobeserhebungen und der starken Unterströmung heimlicher Kritik. Whymper war, wie Knubel mir gegenüber bemerkte, «nicht beliebt» im Zermattertal — hauptsächlich, wie mir scheint, wegen seiner Einstellung zu Bergführern im allgemeinen und zum alten Taugwalder im besonderen. Sein ungerechter Angriff gegen die Taugwalder wirkt immer noch verbitternd, und aus diesem Grunde kommt Carl Eggers Ehrenrettung Peter Taugwalders sehr gelegen (vgl. «Pioniere der Alpen», Amstutz, Herdeg & Co., Zürich 1946).

«Wir haben wohl auch die Verpflichtung», schreibt dieser ausgezeichnete Alpinist, «Taugwalders Ehre zu retten gegenüber einem Herrn, der ihn offensichtlich so schlecht behandelt hat, wie es in der ganzen Führergeschichte nur ein einzigesmal vorgekommen ist.» Und da der Angriff gegen einen der besten Schweizer Führer von einem Engländer vorgetragen wurde, so ist es nichts als recht und billig, wenn auch ein Engländer sich öffentlich hinter Eggers Verteidigung stellt. Verspätete Gerechtigkeit ist wenigstens besser als ein fortgesetztes Sichabfinden mit einem Unrecht.

Taugwalder war nach einmütigem Urteil einer der besten Bergführer seiner Generation. Vor allem war er unter den allerersten Führern, welche die Ersteigung des Matterhorns für möglich hielten. Er war bereit, es nicht nur im Sommer anzugehen, sondern auch Kennedy bei seinem Angriff auf den winterlichen Berg zu führen. Während Männer wie Almer, Croz und Carrel jeden Weg zum Gipfel auskundschafteten außer demjenigen, welcher dann schließlich begangen wurde, untersuchte der alte Taugwalder aus eigenem Entschluß die Südostseite und erklärte sie für gangbar. Es war kein Zufall, daß er bei der Erstbesteigung mitwirkte. Kein Führer war dazu besser befähigt als er; wenige haben mehr Anerkennung für eine historische Leistung verdient und geringeren Dank dafür geerntet als er.

II

Die verantwortliche Führung der siegreichen Matterhornexpedition war zwischen Whymper und Hudson geteilt. «Wir berieten zusammen, wann immer es geboten war, und unsere Autorität wurde von den andern anerkannt. Alle Verantwortlichkeit lastete auf uns», schrieb Whymper.

Peter Taugwalder hatte Lord Francis Douglas auf das Gabelhorn geführt; auf des Lords Empfehlung hin hatte Whymper den Zermatter ausgesucht und angeworben. Somit war Whymper in höherem Maße als Hudson für Taugwalder und also auch für dessen Anordnung der Seile verantwortlich, und diese Verantwortlichkeit war um so größer beim Abstieg, da ja Whymper, als das Seil riß, über Taugwalder, Hudson aber weiter unten stand. Whymper war der geborene Führertypus, der niemals Autorität an seine Bergführer abtrat. Hätte er sich leichter dazu bereitgefunden, so wäre seine Seilschaft erfolgreicher gewesen, und das Matterhorn hätte man vielleicht zwei Jahre früher bezwungen. Er betrachtete seine Führer, wie Frank Smythe sagt, nicht als Partner in einem gemeinsamen Unternehmen, sondern als Untergebene, und er bestand auf «fraglosem Gehorsam gegenüber sämtlichen Befehlen», eine Haltung, die zu ernsthaften Schwierigkeiten führte, wenn die Führer Männer von kräftigem Unabhängigkeitsgefühl (wie Klucker oder die Carrels) waren.

Whymper erhob drei Anklagen gegen Taugwalder. *Die erste: «Alle Gestürzten waren mit dem Manila- oder mit dem zweiten und gleichstarken Seil zusammengebunden, so daß also das schwächere Seil bloß an einer Stelle, nämlich zwischen dem alten Peter und Lord Douglas, benützt worden war. Das sah für Taugwalder sehr schlimm aus, denn es ließ sich unmöglich annehmen, daß die andern die Verwendung eines weit schwächeren Seils gebilligt hätten, da von den bessern Arten ja noch 250 Fuß unbenützt übrig waren. Ich war mehr als 100 Fuß von den andern entfernt, als sie angeseilt wurden, und kann folglich kein Licht über die Sache verbreiten. Croz und der alte Peter haben ohne Zweifel das Anbinden der andern besorgt.»*

Nichts Unaufrichtigeres als Whympers Anspielung auf «die andern», welche den Gebrauch eines schwächeren Seils nicht «gebilligt» hätten. Die höchste Verantwortung für das Billigen oder Nichtbilligen dieses Seils lag bei Whymper, um so mehr als im Falle eines Seilbruches nicht Whymper, sondern «die andern» in Lebensgefahr waren.

Es gibt in Taugwalders Laufbahn nur einen einzigen Fall, den man anführen kann zur Stütze der These, daß er mit Vorbedacht ein schwächeres Seil gebrauchte. John Stogdon erzählte mir die Geschichte, und ich glaube nicht, daß es heute noch einen Sinn hat, seinen Namen zu verschweigen. Er schrieb mir in einem Brief: «Ich führte mit dem alten Peter Taugwalder viele Besteigungen durch, darunter die des Montblanc und des Monte Rosa, und ich hatte etwas wie eine Schwäche für den ziemlich rauhen, unsaubern alten Burschen. Ich möchte nicht, daß mein Name dazu diene, die Waage zugunsten seiner Schuld in der Matterhornsache zu belasten. Nicht auf der Dent Blanche ließ er das Seil los, sondern als wir einen langen, nackten, steilen Felshang vom Gipfel der Tête Blanche hinunterstiegen. Ich hatte ein paar unerfahrene Leute bei mir. Zufällig schaute ich hinauf und sah, was vor sich ging, und befahl ihm, sich sofort wieder anzuseilen.»

Will man Taugwalder Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß man sich daran erinnern, daß die heutzutage als sakrosankt geltende Doktrin der «kollektiven Sicherheit» in den sechziger

Blick von der Dufourspitze gegen Italien. Photo E. A. Heiniger

Jahren selbst von guten Führern nicht allgemein anerkannt wurde. Simon, der Hardy auf das Finsteraarhorn führte, lehnte bei der Besteigung des letzten Grates das Anseilen mit der Begründung ab, daß jeder, der ausglitte, die übrigen mit sich reißen würde. «Non, Monsieur! Ici chacun pour lui-même.»

Im ersten Band des «Alpine Journal» wandte sich W. Longman gegen eine damals sehr verbreitete Gewohnheit. Es gab Führer, die das Seil um den Amateur herumzuwinden pflegten, während sie selbst aber die Seilwindungen des andern Endes bloß in der Hand hielten. Otto Furrer erzählt mir, daß sogar der große Alexander Burgener manchmal das Seil nicht um seinen Körper, sondern nur um seinen Gürtel schlang; noch heute soll ein schlechter Kletterer nach einem berühmten Zermatter Scherzwort einer sein, durch den man sich versucht fühlt, den «Burgener Knoten» anzuwenden.

Wir sollen die Vergangenheit nicht mit den Maßstäben von heute messen; Stogdons Geschichte beweist einzig, daß Taugwalder eine Methode anwandte, die damals ziemlich üblich war.

Die wahre Erklärung für das schwache Seil liegt wahrscheinlich einfach im Siegesrausch. Manches Bergunglück wurde dadurch verursacht, daß nach einem schwererkämpften Sieg die Aufmerksamkeit nachließ.

Nichts hätte zufälliger, unbedachter sein können als die Aufstellung der Partie beim Abstieg. Der zurückgebliebene Whymper schrieb die Namen der Seilschaft in eine Flasche; dann bindet er sich an den jungen Peter, eilt den andern nach und seilt sich schließlich an den alten Peter Taugwalder an. Das schlechte Seil zwischen Taugwalder und Douglas war bloß ein Bestandteil eines unüberlegten und schlecht geplanten Abstieges.

«Mir hat sich die Ueberzeugung aufgedrängt», schreibt Carl Egger, «daß Whymper versuchte, seinen Teil der Verantwortung zu vertuschen und auf die Taugwalder abzuwälzen, indem er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Denn wer hat eigentlich alle Anordnungen (mit Hudson zusammen) für diese Expedition getroffen? Wer war der Eigentümer der Seile und kannte ihre Eigenschaften allein? Wer hat sich an Taugwalder angebunden und mußte daher sofort darauf aufmerksam werden, daß dieser das schwächere Seil verwendet hatte und den Rest davon offensichtlich auf dem Rücken trug? Wer hat aber dazu nichts gesagt? Whymper, der ‚Sieger des Matterhorns'.»

Die zweite Anklage: Whymper berichtet von einem Gespräch, das die beiden Taugwalder auf dem Abstieg angeblich miteinander führten. «*Sie unterhielten sich in ihrer Mundart, die ich nicht verstand. Endlich sagte der Sohn auf französisch: ‚Monsieur.' ‚Ja.' ‚Wir sind arme Leute; wir haben unsern Herrn verloren; wir werden keine Bezahlung bekommen; das können wir schwer ertragen!' ‚Halt', unterbrach ich ihn, ‚das ist Unsinn. Ich werde euch natürlich bezahlen, wie wenn euer Herr hier wäre.' Sie unterhielten sich kurze Zeit in ihrer Mundart, und dann nahm der Sohn wieder das Wort. ‚Wir wünschen nicht, daß Sie uns bezahlen. Schreiben Sie lieber in das Fremdenbuch in Zermatt und in Ihre Zeitungen, daß wir nicht bezahlt wurden.' ‚Was schwatzest du da für dummes Zeug? Ich verstehe euch nicht. Was meint ihr?' Er fuhr fort: ‚Nun, nächstes Jahr werden viele Fremde nach Zermatt reisen, und dann bekommen wir mehr Touristen.'*»

Die Taugwalder konnten nicht Englisch und Whymper nicht Deutsch. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Französisch der Taugwalder sehr dürftig war, und es ist soviel wie sicher, daß Whymper diese Sprache durchaus nicht fließend sprach. «Im besten Französisch, das ich aufbieten konnte», schrieb er 1860 in sein Tagebuch, «fragte ich, ob ich die Ehre habe, mit Monsieur le Curé Imseng von Saas zu sprechen». Nichts beweist, daß Whymper zwischen 1860 und 1865 Französisch lernte, und offensichtlich war ein Mann, dessen bestes Französisch knapp für die simpelste der Fragen hinreichte, nicht imstande, einen komplizierten Vorschlag, wie ihn die Taugwalder in ihrem ungehobelten Französisch vorgebracht haben sollen, zu verstehen.

Die Taugwalder fürchteten begreiflicherweise für ihren Ruf und waren bestrebt, daß jeder Verdacht einer Verantwortung für den Unfall von ihnen genommen würde. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sie Whymper baten, etwas Dementsprechendes in das Fremdenbuch einzutragen, und daß das Gespräch, wie Whymper es wiedergab, auf einem völligen Mißverständnis beruhte.

Die dritte Anklage. Im Memorandum über eine Mitteilung Whympers an J. J. Cowell, Sekretär des Alpine Club (1863/64) und an J. W. Cowell heißt es, daß die Taugwalder «*die erbärmlichste Feigheit, einen völligen Mangel an Haltung, äußerste und hilflose Verwirrung an den Tag legten; daß der jüngere, nachdem Whymper sie zur Vernunft gebracht und an eine verhältnismäßig sichere Stelle geführt hatte, sich entsetzlich leichtfertig zu gebärden begann, indem er die brutalste Gefühllosigkeit zeigte, aß, trank, rauchte, lachte, fluchte . . ., daß ihr Benehmen allmählich derart wurde und fortgesetzt so war, daß er sich gefährdet fühlte; daß sie in der Nacht auf ihn eindrangen, den weiteren Abstieg im Mondschein zu versuchen; daß sie ihn danach auf eine so zudringliche und drohende Art nötigten, sich niederzulegen, daß er sich veranlaßt sah, sich mit dem Rücken gegen einen Felsen zu stellen und ihnen mit der Eisaxt in der Hand zu befehlen, sich in größerer Entfernung von ihm zu halten; und daß er die Nacht auf diese Weise stehend verbrachte, bereit, sich zu verteidigen. Die Folgerungen, die wir aus E. Whympers Beschreibung zogen, bestanden darin, daß die Taugwalder den zusätzlichen Verlust Whympers als freie Bahn zu einem künftigen Ruhm sehr einträglicher Art ansahen und daß sie bereit waren, jegliche Gelegenheit zu benützen, diesen Verlust auf dem Abstieg herbeizuführen — und Edward Whymper gab uns zu, daß ähnliche Gedanken während jener ganzen schrecklichen Nacht sich ihm aufdrängten.*»

Smythe hat dem Andenken Whympers durch die Veröffentlichung dieses Dokuments einen schlechten, aber der Wahrheit und Gerechtigkeit einen guten Dienst erwiesen. Denn die unbeabsichtigte Wirkung liegt darin, daß die Urkunde Whympers Aussage gegen die Taugwalder völlig entkräftet. Smythe allerdings erklärt die phantastische Anschuldigung als das Ergebnis von Whympers «nervenzerrüttendem Erlebnis»; aber es gibt eine andere Erklärung. Whymper gehört zu jener Sorte von insularen Engländern, für die in Calais nicht bloß das Reich der Schwarzen, sondern auch der Mörder anfing. Daß er allen Ernstes diese Anschuldigung gegen die Taugwalder erheben konnte, diskreditiert ihn vollständig als einen Zeugen gegen sie.

III

«Niemand kann gerechterweise Whympers Aufrichtigkeit in der Frage seiner Unterredung mit den Taugwalder in Zweifel ziehen», schreibt Smythe. Ich behaupte nicht, daß Whymper willentlich Anklagen erhob, von denen er wußte, daß sie falsch waren. Ich vermute, daß sie auf Mißverständnissen und einem absoluten Mangel an Phantasie der Einfühlung beruhten. Nichtsdestoweniger ist es übereilt, wenn Smythe erwartet, daß jede Angabe Whympers ungeprüft angenommen werde. Smythe stellt selber die nüchterne Notiz in Whympers Tagebuch, wonach

die Gletscherspalten am Rande des Gornergletschers «den Uebergang für einen Neuling zeitraubend gestalteten», dem reichlich gefärbten Bericht in den «Scrambles» gegenüber: «Gelang der Sprung: dann gut; wenn nicht, so fiel ich in den entsetzlichen Abgrund, um darin zu erfrieren oder in den rauschenden Wassern zu ertrinken. Alles hing von diesem Sprung ab. Wieder fragte ich mich: ‚Kann es geschehen?‘»

Man kann ferner nicht sagen, daß Smythe Coolidges Behauptung überzeugend widerlegt habe, jener Abgrund am Grat der Pointe des Ecrins, über den Almer seinen berühmten Sprung getan haben soll, existiere bloß in Whympers Phantasie.

Whymper war vor allen Dingen ein Schausteller, der vom Ertrag seiner Schriften und Vorträge lebte, und er war weder der erste noch der letzte Bergsteiger, der das «So war es» ausschmückte. Man beachte Whympers Darstellung dessen, was Carrel bei der Rückkehr nach Breuil sagte: «Es ist wahr. Wir haben sie mit eigenen Augen gesehen — sie warfen mit Steinen nach uns! Die alten Sagen sind wahr — es gibt auf dem Matterhorngipfel böse Geister.» Damit vergleiche man die nüchterne Version in dem Brief, den Giordano unmittelbar nach ihrer Rückkunft schrieb. In Wirklichkeit nämlich hatte Carrel ganz einfach Whymper an seinen weißen Hosen erkannt.

IV

Es geht nicht nur um Taugwalders, sondern auch (wenngleich in bedeutend geringerem Grade) um Whympers Ruf in dieser Kontroverse — eine Tatsache, der man in der englischen Alpenliteratur beharrlich ausgewichen ist. Soviel ich weiß, haben nur zwei englische Schriftsteller Eggers Kritik an Whymper vorgegriffen: Leslie Stephenson im Jahre 1871, und der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes in einem 1943 veröffentlichten Buch.

Es sollte doch möglich sein, die Größe von Whympers Leistung und den Zauber seines unsterblichen Buches zu würdigen, ohne sich gröblich einer Ungerechtigkeit gegenüber einem Bergführer schuldig zu machen. In seiner meisterhaften Darstellung der Katastrophe spricht sogar Captain Farrar Taugwalder frei, ohne aber den logischen Schluß zu ziehen, daß ein derartiger Freispruch mit innerer Notwendigkeit einigen Tadel gegenüber Whymper in sich schließt. «Taugwalder kann für die Anwendung dieses Seils nicht rechtens getadelt werden. Whymper ist mit der in seinem Buch herrschenden Aufrichtigkeit ihm gegenüber durchaus fair. Dem Zermatter war die Absicht, dieses Seil bloß als Reserveseil zu benützen, nicht mitgeteilt worden. Die Seile gehörten nicht ihm, sonst hätte er wohl eine Rüge verdient, weil er auf das Alter oder die Stärke des Seils ungenügend geachtet hatte.»

Smythe schwankt in seiner sehr schätzbaren Biographie zwischen Ehrfurcht und Kritik. Seine Achtung vor Whymper nimmt ihn gegen die Taugwalder ein. Er hält an den ersten beiden Anklagen fest, befreit aber die Taugwalder vom Vorwurf der Mordabsicht. Es gibt nur wenige Fälle, in denen ein erstaunliches Lob in so hohem Maße der unkritischen Ehrfurcht zuzuschreiben ist wie in dem folgenden Passus aus der Feder von Smythe: «Whymper war sehr besorgt, in erster Linie über den Charakter des alten Mannes Aufklärung zu geben — eine Sorge, die sehr für seine Hochherzigkeit spricht.»

Da Whymper den Zermatter der Heuchelei, des Verrats, des Geizes, der Herzlosigkeit und der Absicht zu morden anklagt, wäre es interessant zu wissen, welche Anklagen er erhoben hätte, wenn er weniger eifrig bemüht gewesen wäre, über des alten Mannes Charakter Aufklärung zu geben.

Zum Glück für unsern Ruf hatte Whymper einen großen Zeitgenossen, der erkannte, daß man Angriffe wie denjenigen Whympers nicht ohne greifbare Beweise wagen darf, und daß es unmöglich ist, Taugwalder freizusprechen, ohne Whymper zu verurteilen.

Leslie Stephens Besprechung der «Scrambles» in der Zeitschrift «MacMillan» (August 1871) ist bedeutend fesselnder als seine Rezension im «Alpine Journal»; sie verdient, als historisches Dokument wieder abgedruckt zu werden. «Whymper verwirft mit vollem Recht die absurde Behauptung, daß der ältere Taugwalder das Seil zerschnitt. Das wäre für ihn schlechthin unmöglich gewesen; wäre das Seil nicht sofort zerrissen, so wäre die gesamte Partie untergegangen. In Wirklichkeit verdanken die drei Ueberlebenden wahrscheinlich Taugwalders Geistesgegenwart (der Whymper gerecht wird) das Leben. Zu meinem Bedauern aber versäumt er es, eine andere Anschuldigung zu verwerfen. Sie läuft darauf hinaus, daß Taugwalder mit Vorbedacht das schwache Seil benützte, als er sich an Lord Douglas anseilte . . . Wenn ich die bei solchen Gelegenheiten nur zu oft an den Tag tretende Sorglosigkeit in Betracht ziehe, ferner das unter Bergführern übliche Vertrauen auf schwache Seile und die Erregung, in der die ganze Partie sich offenbar befand, so schließe ich, daß die Hypothese von Taugwalders bewußter Absicht höchst unwahrscheinlich ist; es gibt nicht den Schatten eines direkten Beweises zu ihren Gunsten. Die Voraussetzung wäre ja die, daß Croz in gleichem Maße verantwortlich war . . . Ich wage diesen Exkurs einfach um eines alten Bergführers willen, der immer einen festen Charakter hatte und nach meinem besten Wissen eine solche Anmerkung wohl verdient.»

V

Einige Jahre lang konnte man den alten Taugwalder, vergeblich auf Beschäftigung wartend, auf der kleinen Bank vor dem Hotel Giomein sitzen sehen. Sein Ruf hatte durch Whympers Angriff Schaden genommen, und es mag sein, daß dieser Angriff seinen Konkurrenten im Führerberuf nicht ganz unwillkommen war. Sei dem, wie ihm wolle: der erste Zermatter Führer jener Zeit verließ Zermatt und lebte einige Jahre zurückgezogen in den Vereinigten Staaten, eine Tatsache, welche Whymper mit nicht ganz aufrichtigem Bedauern vermerkt. Taugwalder kehrte nach Zermatt zurück und starb am 11. Juli 1888 zu Füßen des gewaltigen Berges, mit dem sein Name für alle Zeiten verbunden sein wird.

Neunundzwanzig Jahre später rettete einer seiner Enkel einem jungen Mann das Leben, der in Taugwalders Todesjahr geboren worden war. Mein zweiter Führer stürzte an einer steilen Stelle des Matterhorns und riß mich mit, aber Taugwalder hielt uns beide, und das einzige Lob, das Whymper dem alten Taugwalder gezollt hatte, konnte mit gleichem Recht auch seinem Enkel, meinem Lebensretter, zukommen: «Seine Haltung im kritischen Augenblick verdient nicht nur als Beweis von Körperkraft, sondern auch als eine Handlung zur rechten Zeit bewundert zu werden.»

Im großen Drama des Matterhorns ragen drei Männer über alle andern empor. Die drei glaubten von Anfang an, daß der Berg ersteigbar sei und führten binnen weniger Tage auf der schweizerischen und der italienischen Seite die ersten Besteigungen aus: Whymper, Taugwalder und Carrel. Die Geschichte hat Whymper und Carrel volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und heute endlich hat Carl Egger ein flagrantes Unrecht wieder gut gemacht, indem er den alten Taugwalder in den Rang erhob, der ihm von jeher gebührte: auf einen Ehrenplatz im großen Triumvirat des Matterhorns.

Deutsch von Albert Bettex

WAS DIE DISTEL ERLEBTE

EIN MÄRCHEN VON CHRISTIAN ANDERSEN

Neben dem reichen Herrensitz lag ein schöner, wohlunterhaltener Garten mit seltenen Bäumen und Blumen. Die Leute aus der Umgebung, Bauern wie Städter, kamen an Sonn- und Festtagen hierher; ja, ganze Schulen fanden sich ein.

Außerhalb des Gartens am Zaun neben dem Feldwege stand eine mächtige Distel. Sie war groß, schoß aus der Wurzel in mehreren Zweigen empor, so daß sie mit Recht ein «Distelbusch» genannt werden konnte. Niemand beachtete sie außer dem alten Esel, welcher den Wagen des Milchmädchens nach der Stadt zu ziehen hatte. Er machte stets einen langen Hals nach der Distel und sagte: «Du bist schön! Ich möchte dich fressen!» Aber die Zügel erlaubten es nicht.

Im Herrenhause war große Gesellschaft. Hochadelige Verwandte aus der Hauptstadt; junge Mädchen und unter ihnen ein Fräulein aus weiter Ferne. Sie kam von Schottland, war von hoher Geburt, reich an Gütern und Gold — ein Mädchen, von dem mehr als eine Mutter und deren Sohn sagten: «Eine Braut, der Bewerbung und des Besitzes wert!»

Die Jugend tummelte sich auf dem Rasen und spielte Krocket. Sie gingen zu den Blumen, und jedes der jungen Mädchen pflückte eine und steckte sie einem der jungen Herren ins Knopfloch. Aber das schottische Fräulein sah sich lange um, zauderte und konnte keinen Entschluß fassen. Keine der Blumen schien ihr zu gefallen. Da gewahrte sie jenseits des Zaunes den großen Distelbusch mit seinen rotblauen, kräftigen Blumen. Sie lächelte und bat den Sohn des Hauses, eine dieser Blumen für sie zu pflücken. «Das ist die Blume Schottlands!» sagte sie; «sie prangt im Landeswappen — geben Sie sie mir!»

Und er holte die schönste Blume und zerstach dabei seine Finger, als ob es der schärfste Rosendorn wäre.

Die Distelblüte steckte sie ins Knopfloch des jungen Mannes, und der fühlte sich hochgeehrt. Was mochte da nicht der Distelbusch fühlen! «Ich bin gewiß etwas mehr, als ich bisher geglaubt habe!» dachte der bei sich. «Ich gehöre eigentlich innerhalb des Zaunes hin und nicht außerhalb! Man wird manchmal so sonderbar in die Welt gestellt; aber nun habe ich wenigstens die Genugtuung, einen der Meinigen jenseits des Gartenzaunes zu wissen, und sogar in einem Knopfloch!»

Es waren nicht viele Tage verflossen, da hörte die Distel aus den Zimmern des Herrenhauses, wo die Fenster und Türen offenstanden, daß der junge Herr, welcher von der zarten Hand des schottischen Fräuleins die Distelblume erhalten hatte, nun sogar auch Herz und Hand bekommen habe. Das war ein schönes Paar, eine gute Partie! «Die habe ich zusammengebracht!» meinte die Distel, und dachte an die Blume, welche sie fürs Knopfloch hatte hergeben müssen. «Ich werde gewiß in den Garten verpflanzt werden», dachte sie, «vielleicht versetzt man mich in einen Topf, es soll ja das Allerehrenhafteste sein!»

Sie versprach jeder kleinen Distelblume, welche hervorsproß, daß auch sie in den Topf kommen sollte, vielleicht sogar ins Knopfloch — das Höchste, was zu erreichen war. Aber keine von ihnen kam in den Topf, geschweige ins Knopfloch. Sie ließen den Kopf hängen, siechten dahin, aber es kamen immer wieder neue. «Ihr kommt wie gerufen!» sagte die Distel; «jede Minute erwarte ich, über den Gartenzaun zu kommen!»

Sie dachte so lange an die Disteln Schottlands, mit denen sie sich in Verwandtschaft fühlte, daß sie schließlich selbst glaubte, aus Schottland zu stammen und daß ihre Eltern selbst in das Wappen des Reichs hineingewachsen seien. Das war ein großer Gedanke, aber große Disteln dürfen wohl große Gedanken nähren.

Und der Sommer verging, und der Herbst verging, die Blätter fielen von den Bäumen, die Blumen bekamen gesättigtere Farben, verloren aber an Duft, die jungen Tannenbäume im Walde begannen Weihnachtssehnsucht zu bekommen, obgleich es noch lange Zeit bis Weihnachten war. «Hier stehe ich noch immer!» sagte die Distel. «Es ist, als ob niemand an mich dächte, und ich habe doch die Heiratspartie zustande gebracht!»

Es vergingen wieder einige Wochen, die Distel hatte nur noch ihre letzte Blume, groß und voll, nahe an der Wurzel. Der Wind fuhr kalt über sie hin, die Farben und die Pracht vergingen, der Blumenbecher zeigte sich wie eine versilberte Sonnenblume.

Da kam das junge Paar in den Garten; jetzt waren sie Mann und Frau. Sie schritten längs des Zaunes. «Dort steht noch die große Distel!» sagte sie; «jetzt hat sie keine Blumen mehr!»

«Ja, dort ist ein Gespenst der letzten Blume», sagte er und zeigte auf den silberglänzenden Rest der Blume, selbst eine Blume.

«Schön ist sie ja!» sagte sie. «Eine solche muß in den Rahmen um unser Bild geschnitzt werden!»

Und der junge Mann mußte wieder über den Zaun und die Distelblume pflücken. Sie stach ihn freilich in die Finger, denn er hatte sie ja ein «Gespenst» genannt — und der Distelbecher kam in den Garten, nach dem Herrenhaus und in den Saal hinein. Dort hing ein Bild: «Das junge Ehepaar». Ins Knopfloch des Bräutigams war eine Distelblume hineingemalt. Man sprach von ihr, man sprach von dem Blumenbecher, welchen sie mitbrachten, der letzten, jetzt silberglänzenden Distelblume, nach welcher in den Rahmen eine Distel geschnitzt werden sollte.

Und die Luft trug das Gespräch hinaus, weit hinaus. «Was man doch nur alles erleben kann!» sagte die Distel; «mein Erstgeborener kam ins Knopfloch, mein Letztgeborener kommt in den Rahmen! Wohin komme ich?»

Und der Esel stand an dem Wege und schaute hin zu ihr. «Komm zu mir, meine Heißgeliebte! Ich kann zu dir nicht gelangen, der Zaum ist nicht lang genug!»

Aber die Distel antwortete nicht, denn sie wurde immer tiefsinniger. «Wenn die Kinder gut versorgt sind, findet sich eine Mutter darein, daß sie außerhalb des Gartenzaunes stehen muß».

«Das ist sehr schön gedacht!» sagte der Sonnenstrahl. «Sie soll auch einen guten Platz bekommen!»

«Im Topf oder im Rahmen?» fragte die Distel.

«Nein, in einem Märchen!» sagte der Sonnenstrahl.

Und hier ist das Märchen!



Der Märchendichter Andersen zeichnet in der Schweiz

Von Museumsdirektor Svend Larsen, Odense

Für den dänischen Märchendichter Hans Christian Andersen war das Reisen von noch größerer Bedeutung als für die meisten andern Dichter. Unabhängig, wie er war, konnte er Jahr für Jahr lange Reisen ins Ausland unternehmen. Nur wenige europäische Länder hat er nicht besuchen können. Deutschland, Italien und die Schweiz bereiste er zu verschiedenen Malen. Ueberall suchte und fand er Freunde, die seine Dichtung bewunderten. Das Reisen schenkte ihm neue Impulse; gierig nahm er die Eindrücke aus fremden Ländern in sich auf. Diese Eindrücke waren es, die er in Dichtung umgestaltete. Sie waren die Bedingung dafür, daß seine Kunst frische Blüten treiben konnte. «Ich muß sehen und wieder sehen! Man kann ja nichts anderes tun, als ganze Städte, Volksschläge, Berge und Meere in den Kopf packen; stets aufnehmen, stets bewahren; es bleibt keine Zeit, ein einziges Lied zu singen! Ja, ich bin nicht einmal dazu aufgelegt! Aber das kommt schon noch, ich weiß es! Im Innern siedet und gärt es, und wenn ich dann in der guten Stadt Kopenhagen bin und geistig und leiblich kalte Umschläge bekomme, sprießen die Blüten hervor.» Dies war die Bedeutung, die das Reiseleben seiner eigenen Auffassung nach für ihn hatte.







Deshalb sehen wir ihn auf Reisen stets auf der Jagd nach Sehenswürdigkeiten. In seinem Tagebuch notiert er seine Eindrücke, und zur Unterstützung seiner Notizen zeichnet er häufig kleine Skizzen der Stätten, die er besuchte. Diese Skizzen — etwa 150 an der Zahl —, ein sonderbares Zeugnis seiner vielseitigen Künstlerbegabung, sind im Hans-Christian-Andersen-Haus in Odense aufbewahrt.

Hans Christian Andersens Land der Sehnsucht war Italien. Im Jahre 1833 wurde ihm das Stipendium erteilt, das ihm die Reise ermöglichte, die für ihn von so großer Bedeutung werden sollte und die er in seinem ersten großen Reiseroman «Der Improvisator» so lebendig beschrieb.

Aber H. C. Andersen kam auf Umwegen nach Italien. Er verließ Kopenhagen am 22. April 1833. Sein erstes Ziel war Paris. Von Paris ging die Reise nach der Schweiz. Er kam von Dijon nach Dôle und reiste weiter durch den Jura. Er war entzückt von der schönen Natur. «Die Landstraße schwebte gleichsam in der Luft, und es ergötzte mich, in die schwindelnde Tiefe zu starren, wo die Dörfer lagen, wie Blumenpartien in einem Garten. Was ich für Rauch aus den Hütten unter mir hielt, waren Wolken, die auf den Bergen lagen. Nun kamen wir zu einem Paß, und ich sah den Genfersee und die Alpen vor mir! O lieber, lieber Freund, hätten Sie doch dabei sein können! Ich war dem Weinen nahe; es war so groß und schön. Wie violettes Glas, wie hoch oben an den Horizont gemalte Wogen mit Schaumkämmen aus Schnee standen die Berge, sie schwammen alle miteinander auf einem bläulichen

Dunst, und das Tal unten war so fruchtbar, so frisch grün, wie daheim bei uns in der schönsten Zeit!»

Er kam am 18. August nach Genf. Am 24. August fuhr er mit dem Dampfschiff von Genf nach Lausanne, von wo er nach Schloß Chillon wanderte. Hierauf ging die Reise weiter nach Le Locle.

Nicht nur um durch die Schweiz zu fahren, sondern auch um persönliche Verbindungen anzuknüpfen und Ruhe zu suchen, war er hierhergekommen.

In Kopenhagen hatte H. C. Andersen den tüchtigen Uhrmacher Jules Jürgensen gekannt, der im Jahre 1830 gestorben war. Dessen Witwe, Sophie Henriette, geborene Houriet, stammte aus der Schweiz. Sie hatte H. C. Andersen schon in seinen frühesten Jugendjahren viel Freundlichkeit erwiesen, und er war ihr sehr ergeben, treu, wie er war, gegenüber jedem, der ihm liebevoll entgegenkam. Es war Madame Jürgensens Bruder, der Uhrenfabrikant Jules Houriet in Le Locle, der sich nun des jungen dänischen Dichters annahm. Houriet hatte zwei ältere Schwestern, Lydia und Rosalie in seinem Haus, und dieses Heim war nun während drei Wochen des Dichters Aufenthaltsort. «Die Familie, bei der ich bin, ist sehr lieb, besonders zwei alte Schwestern von Madame Jürgensen. Sie bewohnen das Erdgeschoß. Dort hinunter werde ich am Vormittag eingeladen zu Kaffee und Honig. Man versteht im ganzen Haus, in der ganzen Stadt nicht ein dänisches Wort; das ist ganz vortrefflich für mich; ich muß alles auf französisch sagen, und ich soll in diesen acht Tagen seit ich hier bin, bedeutende Fortschritte gemacht haben. *Fortsetzung Seite 56*









Modell von einem Molekül von Hydrokautschuk

bestehend aus 500, in einer Kette angeordneten Kohlenstoffatomen (schwarz) und 1002 seitlich an die Kohlenstoffkette gebundenen Wasserstoffatomen (weiß). Das Bild ist gegenüber der Wirklichkeit etwa hundertmillionenmal vergrößert; d. h. 100 Meter auf dem Bild würden einem tausendstel Millimeter in der Wirklichkeit entsprechen. Die Teile eines in einer Lösung befindlichen Kautschukmoleküls sind dabei einer raschen und unkontrollierbaren Wärmebewegung ausgesetzt, so daß sich die Einzelheiten der Gestalt (Krümmung der Kette, Abstand des Anfangspunktes vom Endpunkt) schon innerhalb etwa einer tausendstel Sekunde vollständig verändern.
Die meisten Moleküle, wie etwa die von Wasser (A) oder von Ammoniak (B), bestehen aus nur ganz wenigen Atomen, und ihre Abmessungen (im selben Maßstab wiedergegeben) sind entsprechend kleiner; das Molekül von Kautschuk ist also, verglichen mit dem des Wassers, ein Riesenmolekül. Es gilt aber auch für dieses Riesenmolekül die Definition, daß das Molekül die kleinste Einheit ist, in welche ein Stoff wie Zucker, Wasser, Kautschuk usw. zerlegt werden kann, ohne daß seine Eigenschaften als solche (als Zucker, Wasser, Kautschuk usw.) verlorengehen. Die Zerschneidung oder Zerreißung einer einzigen Bindung im Riesenmolekül würde die besonderen Eigenschaften des Kautschuks, welche mit der Größe und der mannigfaltigen Gestalt des Moleküls zusammenhängen, zerstören.


Prof. Dr. Werner Kuhn, Physikalisch-Chemische Anstalt der Universität Basel

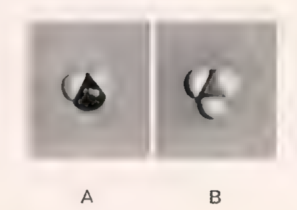

A B

Photo Eidenbenz und Eglin, Basel

Zwischen Karpaten und Kaukasus

Farbphotos aus der ukrainischen Steppe von Hans Leuenberger

In dem vor einem Jahr zu Ende gegangenen Krieg hatte ich das Glück, als Auslandsberichterstatter über hunderttausend Kilometer zurücklegen zu dürfen, zwischen Marokko und Karelien, zwischen Holland und dem Kaukasus und zwischen Schweden und der Krim. Oft werde ich gefragt, welches mein stärkster Eindruck in dieser ganzen Zeit gewesen sei. Ohne zu zögern, antworte ich: die ukrainische Steppe.
Man hat viel gesprochen im Krieg von ukrainischem Weizen, von Kohle und Eisen, doch kaum vom Menschen und seiner Umwelt. Dort drüben in den horizontweiten Steppen leben aber Menschen von einer körperlichen Gesundheit und seelischen Kraft, wie wir sie im westlichen Europa nicht mehr kennen. Wir sehen in offene Gesichter und spüren den Herzschlag eines beglückenden unmittelbaren menschlichen Umgangs. Wohl starren die Schlote aus dem Boden gestampfter Industriestädte aus dem Gold der Sonnenblumen und dem Graugrün der Wermutsteppe. Es hasten die Arbeiter zu den Werkplätzen. Es rasen die Mähmaschinen hinter Viergespann durch die unendlichen Weizenfelder, in die der ewige Steppenwind fliehende Wellen legt. Wohl sind neue Methoden wirtschaftlicher Führung und Verteilung, neue Auffassungen über Arbeit und Geld übers Land gegangen. Bauernsöhne wanderten in Industriestädte, während ihre Väter die Felder den Traktorenführern zur Bearbeitung überließen. Aber die Menschen, die sich ungestüm der Maschine verschrieben, sind von ihr nicht unterworfen worden. Das ist das schönste Erlebnis für den, der mißtrauisch, kritisch und voll von bösen Ahnungen in den Alltag zwischen Karpaten und Kaukasus eintauchte.
Das Erlebnis der Steppe und ihrer Menschen war für mich so gewaltig, daß ich den Krieg und seine Auswirkungen in der grenzenlosen Weite der Landschaft nur noch wie Schaumkronen im Ozean wertete. Ich wollte als Berichterstatter dem Geschehen des Krieges nachgehen und wurde ganz einfach vom Land der Schwarzen Erde aufgesogen.
Weder das Erlebnis der Steppen Arabiens, Indiens und der Mongolei noch die Prärien und Wüsten Südwest-Amerikas oder die großen Weltmeere vermochten mich in dieser Art zu bannen. Die schwarze Erde hält uns fest wie die ukrainischen Bäuerinnen, die ihre Finger tief darin vergraben, wenn sie sich nach ermüdender Arbeit hinlegen, das Gesicht der Erde zugewandt.
Doch nie werden wir vom ukrainischen Erlebnis richtig künden können, ohne auch die Farben zu vermitteln. Die Farbe gliedert die an Formen arme Landschaft, so daß sie lebt wie der so vielfältige Westen Europas. Das Farberlebnis ist uns im Osten viel bewußter, gerade weil die Formen zurücktreten und unser Auge für die Farbe befreien. Wir treten in intimere Beziehungen zu den Farben, die uns als große Flächen begegnen. Aber auch ein kleiner Farbklecks, der nicht zum Rest gehört, sticht viel stärker hervor als im Mosaik westlicher Vielfalt.
Nicht zuletzt entdeckte ich in den Städten am Don bei vielen Mädchen ein Grau der Augen, das bei uns unbekannt ist, das Weißgrau des Kalkspates oder das etwas dunklere Silbergrau des Glimmers . . . H. L.

1 Dnjepropetrowsk. In zwei Jahrzehnten wuchs eine Industriegroßstadt aus den horizontweiten Aeckern hervor. Industrie und Landwirtschaft bleiben eng verbunden. Die Petrowskiwerke zählten vor diesem Krieg 30000 Arbeiter — heute wieder etwa die Hälfte.

2 Dnjepropetrowsk. Die Straßenbahnen verraten noch den Kriegsschaden. Um fünf Uhr abends strömen die Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabriken am Stadtrand zur Straßenbahn, um in die vielen Siedelungen im Weichbild der Stadt zu gelangen. Im Sommer tragen die Frauen leichte Baumwollkleidchen und verzichten auf Strümpfe.

3 Melitopol. Der Arbeiter trägt das stärkste Selbstbewußtsein zur Schau. Ein Paar kräftige Arme gelten mehr als ein gutsitzender Rock. Aber die Mädchen lieben Spitzenkräglein und kunstseidene Kleidchen.

4 Dnjepropetrowsk. Das Töchterchen eines Lastwagenführers. So ißt man Sonnenblumenkerne, die Fettgrundlage der ukrainischen Ernährung! Bei den Mädchen wird diese Handlung zur Koketterie.

5 Kabardiner aus dem Nordkaukasus. Die Kabardiner leben in einer Zahl von 160000 Seelen in der autonomen SSR. der Kabardino-Balkaren im Nordkaukasus. Sie sind ein Stamm der Tscherkessen, der sich auf Druck der Tataren hin nach Süden zurückzog. Die Kabardiner sind sunnitische Mohammedaner und leben von Pferde- und Schafzucht, Ackerbau, Holzbearbeitung und Handwerk.

6 Nogaische Steppe. Oft mehrere Meter dick ist die Schicht der Schwarzerde. Welche Lust für die Schweine, darin zu wühlen! Die Steppenschweine wurden durch Einkreuzung von Yorkshire-Rassen veredelt.

7 Die kleinen Aecker sind dem Kolchosbetrieb gewichen. Aber das Dorf des Bauern hat sich kaum verändert. Das weißgetünchte strohbedeckte Haus ist die Wohnstätte der baumlosen Ackersteppe.

8 Das farbigste Gebiet zwischen Karpaten und Kaukasus ist das ehemalige polnische Ostgalizien, das jetzt mit seiner vorwiegend ukrainischen Bevölkerung der Ukraine angegliedert wurde. Jedes Dorf hat hier eine eigene Tracht. Eine Gruppe Ukrainer findet sich hier zu einem Erntefest vor einer der üblichen Holzkirchen ein.

9 Im Norden von Kiew. Holz der riesigen Waldgebiete Mittelrußlands ist die Hauptfracht auf dem Dnjepr, der es in die baumlose Steppe und ans Schwarze Meer bringt.

1



2



3



4



5



6

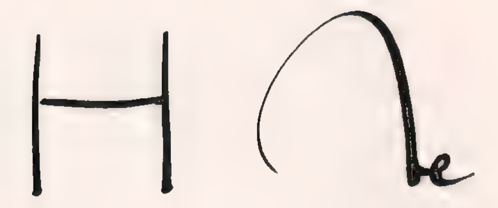


7



8

9



Der Bildhauer Hans Aeschbacher, bernischer Abstammung, wurde 1906 in Zürich geboren. Die ersten künstlerischen Versuche galten der Malerei, ohne daß er den handwerklichen Beruf als Buchdrucker, später als Maurer und Gipser, aufgegeben hat. Zwanzigjährig, empfängt er in Rom entscheidende Eindrücke, die sich 1931 in Paris verdichten. Aber erst fünf Jahre später, 1936, wendet er sich in einem spontanen Ausbruch der Bildhauerei als Autodidakt zu. Das malerische Gestalten auf der Fläche gibt er auf, um sich immer ausschließlicher der direkten Bearbeitung des Steines zuzuwenden. Er lebt und arbeitet in Zürich.

Einen jungen Bildhauer begleiten wir eine Spanne seines Weges, der nahe dem Ueblichen, dem Abbild, beginnt und dem Wagnis zustrebt, der Verwandlung. Aeschbacher trachtet darnach, den Stein lebendig werden zu lassen, den Stein aus seiner Erstarrung, von seinem Schlaf in der Natur zu erlösen. Die Menschenhand bringt ihn aus dem Dämmerdasein des Berginnern an den Tag.

Das menschliche Antlitz tritt in den Arbeiten Aeschbachers zurück, immer mehr tritt das Antlitz des Steines selbst hervor. Der Stein strebt zu seinem eigenen Wesen zurück, sein Inneres wird an der Oberfläche sichtbar gemacht. Der Bildhauer sucht in die Natur des Steinernen einzudringen. Es sind nicht Symbole, die geschaffen werden, es ist das Suchen nach dem Ausdruck eines neuen Lebensgefühls.

Die handwerkliche Tätigkeit beschränkt sich zugunsten des Urmaterials auf den Hieb. Das Aufspringen der Masse, den natürlichen Adern entlang und den Schichtungen entsprechend, bringt das Gesicht an den Tag; Schlageisen oder Feile wären eine Verletzung des Steinkörpers, ein Eingriff in seine ihm innewohnende Struktur. Aeschbacher sucht einen organischen, antikonstruktiven Weg, er sucht das Leben innerhalb der ungestalteten Materie.

Es ist die Betrachtung und das Kreisen um den einen lebendig-toten Gegenstand Stein in seinem unendlichen Beziehungsreichtum. Je länger wir uns mit seinen Eigenschaften und Zufällen beschäftigen, je vielfältiger und unfaßbarer erscheinen die reichen Früchte, die wir Steine nennen und die der Boden in sich trägt.

Anderer Gattung sind jene Geschiebestücke der Flüsse, die Aeschbacher Findlinge nennt. Oft nähern sie sich der Eiform und tragen das Rätsel des Erschaffenen in ihrer Form. Die sumerischen Bildhauer gegen 2800 vor Christus nahmen Kiesel in der vom Euphrat gerollten Form, um sie als magische Steine mit Zeichen und Inschriften zu versehen. Die Götter des Flusses hatten sie geformt, und sie galten als heilige Steine. Diese Findlinge, ihre Geschichte und ihr Eigenleben, sind ein Hinweis auf das, was Aeschbacher sucht: die einfache Form des Steines, dem der deutbare Ausdruck des Menschlichen noch innewohnt. Für sein Gefühl führt das Modellieren in Gips vom Leben des Steines ganz weg, und von seinen Gesetzen und handwerklichen Anforderungen. Dieser Verzicht auf die Knetmasse bezeichnet des Künstlers Weg.

Er besitzt kein Atelier, er arbeitet im Freien, draußen vor der Stadt, zwischen Gärten und Aeckern. Der Horizont der Berge und der Ebene begrenzen den Raum. Die Witterung und wechselvolles Licht zwingen zu immer neuen Blickpunkten. Der Stein muß zu Feld und Bergen Maß halten, um sich in neuer Umgebung auszuzeichnen.

Der Bildhauer ist ein Wesen der Erde und Teil des Ganzen, an dem er im kleinen zu ordnen und sichtbar zu machen vermag. Die tote Materie befreien und ihr Leben einhauchen ist das Ziel.

Jürg Spiller

Weiblicher Kopf. Stein. 1944. Photo H.P. Herdeg





Männlicher Kopf. Stein. 1945

Abstraktion. Stein. 1945



Findling. Stein. 1945. Photos H. P. Herdeg

Le clochard. Stein. 1945. Farbphoto Emil Spühler





VON DER SCHÖPFERKRAFT DER NATUR

VON ADOLF KOELSCH

Der Drang der Natur nach Hervorbringung einer unabsehbaren Fülle verschiedener Lebensgestalten hat vor den Artgrenzen nicht haltgemacht.

Er hat einmal zur Ausbildung zweier Geschlechter geführt, die schon in ihrer äußeren Erscheinung die Verschiedenheit ihrer Bestimmung verraten. Dieses Phänomen, jedem aus dem ungleichen Aussehen von Hahn und Henne, Hirsch und Hirschkuh, Pfauenmännchen und Pfauenweibchen vertraut, reicht weit hinab bis ins Einzellerreich und prägt sich bis in die obersten Auszweigungen des Lebensbaumes aus. Auch wir sind ihm unterworfen.

Ein zweites Mal wurde die ursprüngliche Formkonstanz der Art in ein buntes Bilderbuch aufgelöst durch Ausbildung besonderer Jugend- und Reifeformen, denen nicht selten alle gestalthaften Aehnlichkeiten grundsätzlich fehlen. Auch diese Erscheinung ist jedem mindestens aus der Verschiedenheit von Raupe und Schmetterling, Käferlarve und Käfer bekannt. Beide lösen einander in der Entwicklung gesetzmäßig ab, wie der Erwachsene das Kind, sind einander jedoch gestaltlich ebensowenig ähnlich wie die Lebensräume, die sie bewohnen, oder wie die Ansprüche an Ernährung und Unterkunft, die jedes von ihnen stellt. Wahre Orgien feiert dieses Prinzip der Vermannigfaltigung einer Artgestalt aber nicht bei den Käfern und Schmetterlingen, sondern bei gewissen Würmern und Krebsen, bei denen bis zu sechs und acht formverschiedene Jugendstadien einander folgen, bis endlich die letzte als das reife Tier erscheint.

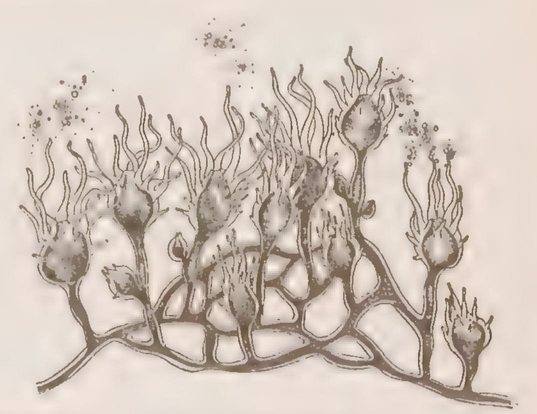
Aber auch bei diesen beiden Verfahren zur Vervielfältigung der Artgestalt ist die Natur nicht stehengeblieben. Sie hat noch eine dritte, ungemein wirksame und wenig bekannte Methode zur Realisierung ihres formschöpferischen Dranges gefunden und hat sie vielseitig erprobt.

Diese dritte Methode, von deren Ergebnissen im folgenden ein wenig die Rede sein soll, knüpft an die ungeschlechtliche Fortpflanzung an, die in den älteren Klassen des Tierreiches ja sehr verbreitet ist.

Soweit uns ein Einblick in Vorgänge gestattet ist, die in unabsehbar weit zurückliegenden Weltaltern bereits ihren Abschluß gefunden haben, wird die fragliche Methode zum erstenmal mit Erfolg bei den sogenannten Pflanzen- oder Hohltieren (Coelenteraten) angewendet, die ihre stärkste Verbreitung von jeher in den Meeren hatten und unter anderm die herrlichen Seeanemonen und Korallenstöcke, aber auch unsere Süßwasserpolypen hervorbrachten.

Die Grundform aller dieser Tiere ist ein doppelwandiger, am einen Ende offener Sack oder Schlauch. Mit dem geschlossenen unteren Ende heften sie sich am Boden ihrer Umwelt und seinen mannigfachen Vorsprüngen fest; das offene Ende dient als Mund und ist, wie die Blüte von ihren Blumenblattstrahlen, mit einem Kranz handschuhfingerartiger, dünner und sehr beweglicher Arme umgeben, die dem Beutefang dienen. Der Körper ist nackt; er kann sich auf innere und äußere Reize hin ballonartig zusammenziehen und nach Bedarf wieder strecken.

Man hat sich wohl vorzustellen, daß die ursprüngliche Vermehrungsweise dieser leicht verletzlichen Lebewesen die Knospung war, also ein ungeschlechtlicher Akt. Aus der Sackwand sproßt ein neues Säckchen hervor, das genau wie seine Mutter gebaut ist. Nach einer Weile löst es sich los und treibt im Wasser davon als ein neues kleines Tier, das sich irgendwo niederläßt, durch Wachstum seine Dimensionen vergrößert und nach Abschluß des Wachstums sich ebenfalls durch Knospung vermehrt. Aus jedem Muttertier entstehen auf diese Weise viele Kinder und Enkel, deren jedes einen neuen Standort bezieht. Es gibt Arten, wie etwa unsere Süßwasserpolypen, die es jetzt noch so halten und zur Fortpflanzung durch Eier und Samenfäden nur übergehen, wenn Dauerembryonen hergestellt werden sollen, mit denen man schwierigere Zeiten im Ruhezustand übersteht.



Kolonie gleichgebildeter Polypen. Zeichnungen Walter Linsenmaier

Mit dem Brauch der Knospen, sich vom Muttertier abzulösen, wurde nun aber einmal aus unbekannten Gründen gebrochen. Die jungen Polypen trennten sich nicht mehr von ihrem Erzeuger los, sondern blieben (wie Pflanzensprosse) mit ihm vereint. So entstand mit der Zeit ein vielverzweigtes Gebilde: ein Stock miteinander verwachsener Einzeltiere, eine Kolonie vieler. Herkunftsmäßig ist die Kolonie eine Generationenfolge lauter gleichbeschaffener Einzeltiere, die unentwegt weiterwächst: Mutter, Kinder, Enkel, Urenkel — alle bilden zusammen einen einzigen Kettenleib, dessen Glieder, wie die Jahrestriebe eines Baumes, von innen nach außen einander folgen. Und jedes Glied an diesem Kettenleib tut unabhängig von allen andern dasselbe: es atmet, frißt und verdaut, wächst allmählich zu seiner natürlichen Größe heran, zieht sich zuweilen zusammen, streckt sich wieder aus. Es beantwortet feindliche Reize durch Abschleudern seiner einzigen Waffen, der Nesselkapseln, die, in Batterien zusammengefaßt, die Körperhaut überziehen und bei der Explosion einen ätzend brennenden, ameisensäureartigen Saft als Abschreckungsmittel in ihrer Umgebung verbreiten.

Minotaure. Stein. 1945. Photo H. P. Herdeg



Hydra (mit Nesselkapseln bewehrt) erbeutet einen Wasserfloh. Seitlich zwei Tochtertiere.

Ein derartiger Zustand, in dem jedes Tier der vielfach verzweigten Kette sein Fürsichsein wahrt und sich verhält, als wäre es gar nicht körperlich mit anderen Tieren gleicher Herkunft verbunden, ist nun zwar als Versuch zur Haufenbildung interessant, aber wirtschaftlich ist er nicht. Denn eine gebündelte Summe gleichartiger Tiere, zusammengeballt auf engem Raum, vermag zwar Verfolgern viel abschreckender entgegenzutreten als das einzelne Tier. Aber bei Nahrungsmangel hat sie es mit dem Fortkommen wesentlich schwerer als ein offener Haufen, der sich nach Art eines Fisch- oder Vogelschwarms jederzeit auflösen und über die verfügbaren Weidegründe beliebig verteilen kann.

Nun brachte die Haufenbildung aber noch andere Kräfte ins Spiel, von denen bisher nicht gesprochen wurde, und ihnen ist es aller Wahrscheinlichkeit nach zu verdanken, daß der fragliche Zustand von Stockbildung sich praktisch nicht lange halten konnte.

Denn durch das Zusammenbleiben von Mutter, Kindern und Enkeln geriet jedes Tier der Kettenschar auch unter den Einfluß aller anderen Tiere, die körperlich mit ihm verbunden waren — und damit sah es sich völlig neuartigen Reizen und neuartigen Erlebnissen ausgesetzt. Um nur die einfachste Form solcher Beeinflussung aus der Fülle unabsehbarer Möglichkeiten herauszugreifen, konnten Stoffe, die ein Tier produzierte durch die Wand lebendiger Zellen, welche beide verband, in den Leib des benachbarten übertreten. Sie konnten von diesem aus weiterwandern und schließlich durch den ganzen Stock sich verbreiten. Da aber jeder Stoff, mag er beschaffen sein, wie er will, zugleich auch ein Träger von Kräften ist, und diese die Neigung haben, etwas zu wirken, sobald ihnen nur eine Möglichkeit dazu geboten wird, so war damit bereits die Grundlage für eine wechselseitige Fühlungnahme aller Tierglieder des Stocks und für ein gegenseitiges Sichbewirkenkönnen durch Austausch von Impulsen geschaffen. Wir wissen zwar nicht, mit welchen physiologischen Mitteln und in welchen Kombinationen von Wirkung und Gegenwirkung das Erlebnis des materiellen Zusammengeschlossenseins sich Geltung verschafft und auf welche Weise es die lose Versammlung egoistischer Einzelwesen seinem Einfluß in verpflichtender Form unterworfen hat. Aber wir sehen, daß jenes Erlebnis nicht ohne Folgen blieb und daß diese Folgen einen entscheidenden Wandel in der inneren und äußeren Struktur der Tierkolonie herbeigeführt haben. Denn aus der bloßen Anhäufung, der bloßen Summe an einander unbeteiligt gewesener Einzelwesen wird auf der nächsten Entwicklungsstufe, der wir im Reich der Pflanzentiere begegnen, eine Gemeinschaft, die sich als Ganzes fühlt und als solches auch handelt. Es wird aus ihr ein Verband, der sich nach dem (aus der menschlichen Gesellschaft wohlbekannten) Prinzip der Arbeitsteilung organisiert und jedes an der Stockbildung beteiligte Einzelwesen mit bestimmten Leistungen betraut, die dem Wohlergehen des Ganzen zu dienen haben. Die Tierkolonie tritt damit aus dem Zustand der Beziehungslosigkeit über in den Zustand der Ordnung und der lebendigen Anteilnahme aller an allen. Es wird eine Schicksalsgemeinschaft aus ihr.

Auch für den Nichtbiologen muß es als ein Gegenstand besonderen Interesses bezeichnet werden, daß bei diesem Umbau des ungeordneten Polypenhaufens in eine arbeitsgeteilte Schicksalsgemeinschaft gleichberechtigter Genossenschafter jedes Glied des Stockes auch in eigener Weise gestaltet und uniformiert wird. Damit komme ich wieder zurück auf das Thema der Vielgestaltigkeit, das diese Betrachtung beherrscht, aber nur insoweit aufgerollt wird, als der gestaltenschöpferische Drang der Natur sich innerhalb der Artgrenzen auswirkt.



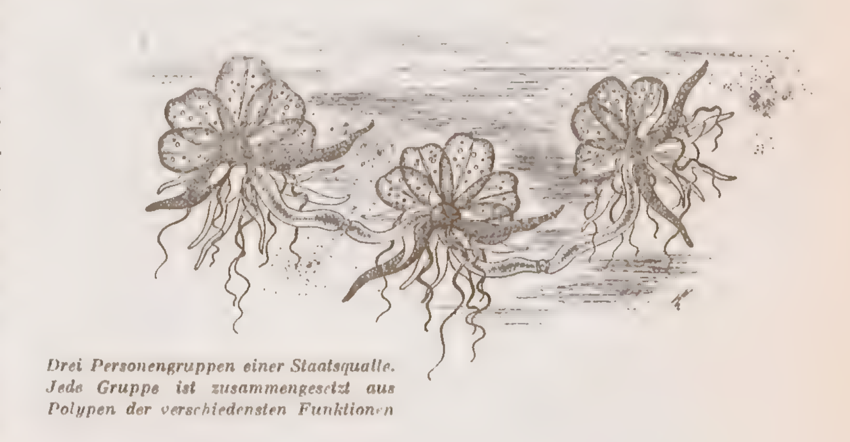
Polypenkolonie mit Arbeitsteilung (Stütz-, Freß- und Wehrpolypen, Geschlechtstiere mit Medusen)

Denn genau wie die Geschlechter oder die Jugend- und Reifeformen einer Art, werden auch die Glieder eines Polypenstocks von der Künstlerin Natur zur Umbildung in die Hand genommen und dabei ihrer ursprünglichen Grundgestalt, dem Sack, zunehmend entfremdet. Es ist jedoch keineswegs Willkür, wovon die Natur sich leiten läßt bei ihrem ebenso geduldigen wie phantasievollen Schaffen an diesem für unser Gefühl recht spröden Stoff. Sie prägt vielmehr die Gestalt jedes Stockpolypen nach dem Beruf, den er im Gesamtverband zu versehen hat, und kommt damit auf einen Weg, der recht dankbar ist, weil er die vielseitigsten Varianten gestattet. Jede Berufsgestalt wird dabei aus der Grundgestalt in der Weise abgeleitet, daß bestimmte Körperteile, die für die zugedachte Leistung in erster Linie wichtig sind, besonders entwickelt werden, während die

übrigen Organe verkümmern. Am schwächsten werden die Nährpolypen betroffen, die für den ganzen Stock den Beutefang, die Verdauung der Beute und die Weiterleitung der Säfte an die übrigen Polypen besorgen; sie fallen durch ihre blumenkelchartigen Formen, die nach Bedarf zum Sack verkürzt oder stark gestreckt werden können, und durch den mächtigen Kranz sehr beweglicher Mundfangarme sofort als Freßtiere auf. Andere verlieren den Mund und die Arme und werden zu dornartig starren Zapfen verdickt, die wie Balken zwischen den Freßtieren Stellung beziehen; Stütz- oder Deckpolypen. Andere haben einen keulenförmig verdickten Kopf; es sind Wehrpolypen, deren Körper über und über mit den zur Verteidigung bestimmten Nesselbatterien bepackt ist. Noch weiter entfernen sich die Geschlechtstiere des Stocks vom ursprünglichen Polypenmodell. Denn ihr Körper nimmt Glockenform an, löst sich vom Mutterstock ab und schwimmt selbsttätig davon, indem sich die Glocke bald wölbt und dabei durch das Mundrohr Wasser einsaugt, bald sich verengt und dabei das Wasser in einem kräftigen Strahl nach außen schleudert; der dabei entstehende Rückstoß treibt das Glockentier halbseitlich vorwärts.

Dieses Glockentier wird Meduse genannt und erzeugt Eier und Samenfäden, die miteinander verschmelzen und eine Flimmerlarve erzeugen, aus der nach der Festsetzung ein neues Polypenstöckchen entsteht; sie dient also der Vermehrung der Art und ihrer Ausbreitung in neue Gebiete, die sich zur Besiedelung eignen. Auch ein wohlentwickeltes System von Sinnesorganen und ein den Glockenrand umziehender Nervenring, die beide den Polypentieren fehlen, helfen den Abstand dieser Gebilde von ihrer polypenartigen Ausgangsform sehr eindringlich verkünden.

In der großen Abteilung der Schwimmpolypen, auch Staats- oder Röhrenquallen genannt, die die form- und farbenprächtigsten aller Pflanzentiere geliefert haben, wird die Vielgestaltigkeit der Kolonie sogar noch wesentlich weiter getrieben. So werden beispielsweise am oberen Ende des Stocks mächtige Schwimmblasen und Luftbehälter entwickelt, die, kranzförmig aufgereiht, wie unsere Schwimmwesten und -gürtel den Körper des Stocks im Wasser selbsttätig nach oben tragen; frei im Wellenschlag schwebend, treiben diese Kolonien lautlos und flimmern in allen Farben durch die warmen Meere wie wahre Wunder der Schöpfung dahin. Auch diese Schwimmgeräte sind umgewandelte, zum bloßen Werkzeug herabgesetzte Polypen.



Drei Personengruppen einer Staatsqualle. Jede Gruppe ist zusammengesetzt aus Polypen der verschiedensten Funktionen

Mit dem Hinweis, daß sich das gleiche Bildungsprinzip bei den Koloniebildungen unserer Moostierchen (Bryozoen) mit ähnlichem Erfolg wiederholt, sei nun aber von diesem Thema Abschied genommen. Es liegt ein wenig abseits, das ist nicht zu leugnen. Aber es zeigt die Bildekräfte der Natur in so meisterhafter Entfaltung und läßt jeden Schritt, den sie tun, von einem handgreiflichen Urmodell aus, das noch unter uns lebt, so bündig und klar verfolgen, daß durch unsere Einsicht in ihre Werkstatt auch das Gefühl für ihre unerreichbare Größe sehr spürbar gestärkt und erneuert wird.

BÜCHER ALS GEFÄHRTEN

VON CARMEN KAHN-WALLERSTEIN

Ein Bücherliebhaber hat zu Büchern eine ähnliche Beziehung wie zu lebenden Wesen. Es gibt für ihn Zufallsbegegnungen, die ihn rasch begeistern, ebenso schnell enttäuschen, so daß er sich leichten Herzens wieder davon trennt. Es gibt Bücher, an denen er, wie an manchen Freunden, nur in heiteren, unbeschwerten Augenblicken seine reine Freude hat. Es gibt andere, bei denen er gerade in belasteten, dunkeln Stunden Halt und Hilfe findet, die bei jedem Wiedersehen, selbst nach Jahren, von ihrer beglückenden Kraft nichts eingebüßt haben.

Pearl S. Bucks «Ostwind — Westwind», im Zsolnay-Verlag erschienen, zählt vor allen andern zu den Büchern, die einem zu lieben Gefährten werden. Wohl ist Kuei-lan eine junge Chinesin aus traditionsbewußtem Hause, wohl handelt es sich um Generationenkämpfe unter Chinesen. Wer aber ist sich dessen nach wenigen Seiten noch bewußt? Wenn Kuei-lan, von Kind auf dem niemals von Angesicht gesehenen Gatten, einem europäisierten Arzt, verlobt, ihm nach dem Willen ihrer Eltern in sein Heim folgt, erleben wir ihr Frauenschicksal als dasjenige einer schönen, zarten Schwester. Wie die an Ueberliefertes gebundene, konventionelle, im urtümlichen Sinn des Wortes beschränkte junge Frau durch ihre Liebe verwandelt wird, das könnte auch die Geschichte einer Europäerin sein. Es ist ein schwerer Weg, den die junge Gattin zu gehen hat, bis sie zuerst die Anteilnahme, dann die Zuneigung ihres Mannes gewinnt und, von seiner überlegenen Güte geduldig und zart gestützt, aus der Vermummung einer schönen Puppe herausfindet und zum Weibe, zum Menschen wird. Das Buch ist so zart, bei aller psychologischen Feinheit und Tiefe so poetisch, daß nur die Dichterin selbst diese Geschichte erzählen

kann und darf. Möchte man irgend etwas herausgreifen, so fühlt man sich unfähig dazu, wird sich bewußt, daß man dem zarten Gebilde den Blütenstaub abstreifen würde. Auf keiner Seite und in keinem Satze süßlich, ist das Buch von einer unbeschreiblichen Süßigkeit überhaucht, die von der Gestalt Kuei-lans, der glücklichen Schwester der kleinen Frau Schmetterling, ausgeht.

Ein ebenfalls fremder, dennoch weitaus vertrauterer Zauber nimmt einen gefangen, wenn man ein altmodisches, ewig junges Buch zur Hand nimmt, nämlich den «Frühlingskranz», den *Bettina Brentano* ihrem Bruder Clemens geflochten hat (Insel-Verlag). Auch hier spricht eine Frau, diesmal eine Europäerin, zu uns. Indem man das hinschreibt, stutzt man und lächelt. Dies rätselhafte Frauenwesen, Urbild von Goethes Mignon, kann man nicht in die Bezeichnung «Europäerin» eingrenzen. Sie entstammt den Bezirken reinster Poesie, ist im Reich der «Mütter» beheimatet. Sie denkt mit dem Herzen, schaut mit der Seele, ist von nahezu erschreckender Klugheit. Sie umtanzt in ihrem Briefbuch den Bruder und uns wie ein elfenhaftes Wesen, dessen Koboldlachen manchmal herzerfrischend ansteckt. Inmitten schimmernder Schönheit ergreift uns plötzlich der Ernst, die Reife, der Mut, mit dem Bettina soziale Fragen auf- und angreift. Mit jener Großmut des Herzens, die das untrüglichste Zeichen des genialen Menschen ist, trotzt sie dem Vorurteil ihrer Kaste gegen die Juden. Sie trotzt auch dem Bruder, der die eigene zwiespältige Zerrissenheit in die Schwester hineindeutet und sie in ihr, statt in sich selbst zu bekämpfen sucht. Bettina entspringt, entschlüpft den brüderlichen Erziehungsversuchen immer wieder; denn sie ist von keinem Menschen beeinflußbar, von keinem zu prägen, weder von dem geliebten Bruder noch von der nahezu angebeteten Jugendfreundin Günderode. Der Dichter Achim von Arnim, Clemens Brentanos Freund, der später Bettinas Gatte und der Vater ihrer zahlreichen Kinder wird, hat solche Beeinflussungsversuche aus Kongenialität wie aus hellsichtiger Liebe nie unternommen. Er engte das phantasievolle Geschöpf nie ein, bog niemals, wie Clemens, an ihr herum. In sich selbst ruhend, ist er bei scheinbarer Nachgiebigkeit dennoch der Führende. So erfüllt er ihren abenteuerlichen Wunsch nach einer heimlichen Verheiratung mit ihm, indem er sich ohne das Wissen der Familie mit ihr trauen läßt. In der Nacht schleicht er dann auf Strümpfen zu seiner Frau, die andern Tages bei der feierlichen kirchlichen Zeremonie ihre kindliche Freude an dem Geheimnis hat. Für Arnim war die geliebte Frau ein Phänomen, ein Wesen vom Geschlecht jener Märchengestalten, die, obgleich sie Gattinnen und Mütter werden, zu gewissen Zeiten immer wieder in das Element zurücktauchen, dem sie einst entstiegen sind, um sich dem Erwählten zu gesellen.

Einander trotz mancher Verschiedenheit verwandt sind zwei weitere Bücher, die einem liebe Weggenossen werden können. Das erste schmale Bändchen hat den letztes Jahr verstorbenen Dichterpfarrer *Rudolf Schwarz* zum Verfasser, heißt «Weltliche Heiligengeschichten» und ist bei Reinhardt in Basel erschienen. Schwarz war Protestant. Wenn er seine katholischen Amtsbrüder gelegentlich schelmisch an der Soutane zupft, geschieht es mit so viel feiner Einsicht in menschliche Unzulänglichkeiten, mit so viel weiser Güte und mit solch liebenswürdigem Humor, daß ihm nur ein Griesgram darob zürnen könnte. Wie rührend ist der geistliche Bücherwurm geschildert, den die Reformationsstürme aus seiner Klosterbücherei zu verjagen drohen und der sein Lieblingsbuch vor den vermeintlichen Vandalen retten möchte, indem er sich als Bauersfrau verkleidet und den kostbaren Band unter seinem Rock mit auf die Flucht nimmt. Wie köstlich ist der Kaplan Armloser gezeichnet, der den Klosterfrauen einen strittigen Grundbesitz und dem Kloster eine Nonne verschaffen möchte, dieweil der Grundbesitz dem Vater des Mädchens und dessen Herz dem Schulkameraden des Kaplans gehört. Zuletzt kommt noch alles zu seinem rechtmäßigen Eigentümer, das Grundstück und das Mädchen, dessen gläubiges Herz solches aber nicht der Bauernschläue seines geliebten Meisters Anton, sondern der Macht des heiligen Antonius zuschreibt. Daß es zu allen Zeiten Schelme gab, jedoch auch Schälke und wackere Frauen, die ihnen zuletzt den Trumpf aus der Hand nahmen, bezeugt das dritte Geschichtlein vom geretteten St. Bläsi, der die Ehre, einem Basler Quartier den Namen zu geben, beinahe dem Wilhelm Tell hätte abtreten müssen, aber nicht etwa dem Nationalhelden, sondern einem pfiffigen Schwaben gleichen Namens, hingegen minderer Tugend.

Das Buch des Dichters *Heinrich Waggerl* hat ebenfalls viel mit der Kirche und ihren Dienern zu tun. «Das Jahr des Herrn» (Insel-Verlag) ist von gütigem Humor erfüllt. Des Dichters tief gläubiges Gemüt deutet uns die Bräuche und Feste seiner Religion auf unvergeßliche Weise, so daß man sich, selbst von frommem Staunen erfüllt, durchs «Jahr des Herrn» geleiten läßt. Waggerl zeichnet in seinem prächtigen Diener Gottes keinen Heiligen, er zeigt uns, wie beglückend, begnadet und begnadend das Wirken eines echten Menschen in seiner Gemeinde sein kann. Es fehlen dem Buche auch die Magdalenen nicht; von der Hand eines Dichters berührt, werden jedoch die Kindesmörderin und die Dirne entsühnt und verklärt.

Die Wandlung der Dirne zur Mutter, ihre Heimfindung in die Dorfgemeinschaft und das bürgerliche Leben, wird durch die Zentralgestalt des Buches glaubhaft, den kleinen Verdingbuben David, den Sohn des Straßenmädchens. Er wird uns lieb und lebendig wie ein Lausbub, den wir in der Wirklichkeit kennengelernt haben. Wenn er zu lügen scheint, ist daran nur die gottverlassene Phantasielosigkeit der Erwachsenen schuld. Wenn er ein kleines Diebstählchen begeht, wäre dergleichen nicht unterlaufen, hätte nicht irgendein unachtsamer Dorfbewohner dem braven David etwas gar Begehrenswertes, auf legale Weise nicht zu Erwerbendes, vor die sommersprossige Nase gestellt. Die Lachtränen kommen einem in die Augen, wenn der kleine David die Probe macht, ob der hochnäsige neue Vikar ein Heiliger sei. Dann nämlich müßte er durch ein Gesicht über die Beschaffenheit des Weihwasserwedels unterrichtet sein, der einem spritzend davonwitscht, wenn man ihn nicht mit dem Daumen beim Stiel festhält. Oder es müßte zumindest der entflohene Wedel in des Heiligen Hand sich wieder mit dem Stiel vereinigen. Man muß es lesen, wie der arme Verding- und Lausbub an seinem Firmtag, an dem ihm niemand Pate sein will, dazu kommt, den Sekretär des Bischofs zum Paten zu erhalten und obendrein noch dessen kostbare Uhr zum Geschenk. Wer irgendein Herz hat, der muß es an David verlieren, wenn der groß gewordene Bub in dem unsinnigen Angebinde der heimgekehrten Mutter, einem hölzernen Pferdchen, deren Liebe spürt und ihr mit unbeholfener Zartheit Freude vorspielt.

Von solchen Büchern ist es ein großer Sprung zu den «Essays um Goethe», die der einstige Hüter des zerstörten Goethehauses, *Ernst Beutler*, mitten im Dritten Reich geschrieben und publiziert hat. Diese Entstehungszeit darf man nicht übersehen, wenn man in dem Bande liest. Kein Seitenblick fällt auf die Machthaber dunkelster Tage, wenn uns Beutler von Goethe erzählt, dem sein Leben und Wirken seit Jahrzehnten dient. Wohl steht Beutler auf den Schultern verdienstvoller, jedoch oft philiströser, trok-

kener Vorgänger; er selbst aber hat sich von professoralem Wust und Dünkel auf souveräne Weise befreit. Wie herzhaft kommt der Humor zu seinem Recht, wenn wir beispielsweise in das «Betrugslexikon» schauen dürfen, das Rat Goethe in seiner Bibliothek besaß, oder wenn uns Beutler durch Schreibtischnotizen des jungen Goethe die saftige Ausdrucksweise Alt-Frankfurts nahebringt. Wie beglückt uns die Begegnung mit Goethes Nichte Luise Schlosser, die der Großmutter Goethe so viel ähnlicher ist als der unglücklichen Cornelia. Man kann aus der Fülle des Bandes nur weniges herausgreifen, so die Gestalt des Heros von Borcke, mit der Beutler einen deutschen Kämpfer für die Befreiung der amerikanischen Negersklaven heraufbeschwört. Ebenfalls eine Frucht von Beutlers Amerikareise ist die Arbeit «Von der Ilm zum Susquehanna». Mit feiner Selbstironie erzählt der namhafte Goetheforscher von der gelehrten «Geheimgesellschaft», die Goethes Diener Stadelmann zum Namenspatron hat und eigentlich gar nicht existiert. Wer die «Essays um Goethe» (Dietrich-Verlag, Leipzig) zur Hand nimmt, wird neben vielen anderen auch die Erkenntnis gewinnen, daß in Deutschland da und dort noch gutes Europäertum vorhanden ist, gegen dessen unbeirrbares Gefühl für Rang und Werte die Falschmünzer des Geistes auf die Dauer nicht aufzukommen vermögen.

DAS MÄRCHENALTER

Am Morgen seines vierzigsten Geburtstages wanderte Peter Maxwell mit seinem sechsjährigen Sohn einen Pfad in den Bergen von Nord-Karolina hinunter. Der Pfad, zu dessen beiden Seiten sich ein Gewirr von Lorbeer und Rhododendron erhob, schlängelte sich durch ein Gehölz, das zum größten Teil aus Föhren und Schierlingen bestand, und fiel dann scharf nach einer Richtung ab, aus der man Wasser über Felsen rauschen hörte. Maxwells Geburtstag fiel in die beste Zeit der Forellensaison. Aus diesem Grunde, und auch weil ihn *sein* Vater zum Forellenfischen als einer besonderen Art von Geburtstagsüberraschung mitgenommen hatte, als er noch ein Junge war, hatte er seine Rute hervorgeholt und ging zum Fischen, als Zeichen, daß wieder ein Jahr verstrichen war. Es war eine beschauliche Art, einen beschaulichen Feiertag zu verbringen, und er hatte besonders seit dem Tod seines Vaters ein gewisses Gefühl, damit die Vergangenheit in die Gegenwart herüberzuführen.

Maxwells Sohn trabte ruhig neben ihm auf dem Pfad daher. Der Junge hieß Patrick und glich seiner Mutter. Er hatte helles Haar, graue Augen und zwei Hände, die zu groß für ihn schienen. Seine Hände waren kein Erbstück seiner Mutter. Sie stammten von der Maxwell-Seite der Familie, und Maxwell wurde an seinen Vater erinnert, als er beobachtete, wie sich sein Sohn mit den Händen behalf, während er über eine durch Steinblöcke versperrte Stelle des Weges wegkletterte. Sein Vater hatte die größten Hände gehabt, die er je bei einem Menschen gesehen hatte.

Maxwell ging zu seinem Sohn und hob ihn über die Stelle. «Du hättest mir nicht zu helfen brauchen», protestierte der Junge. «Ich bin kein kleines Kind mehr.» Die Worte rührten an Maxwells Erinnerung, und als die Erinnerung wuchs, kam es ihm wieder in den Sinn, daß er seinem Vater an der genau gleichen Stelle dasselbe gesagt hatte, als er etwa gleich alt gewesen war wie sein Sohn. Die Zeit sprang zurück, und einen Augenblick lang schien es ihm, als sehe er eine verblaßte Photographie, auf der er an der Stelle seines Sohnes stand, während sein Vater seinen Platz einnahm. Und als die Zeit wieder vorwärts eilte und die Lücke ausfüllte, die sie gerissen hatte, ließ sie ihn voller Erinnerungen zurück und brachte ihm die gedämpfte Erkenntnis, daß er vierzig Jahre alt war.

«Wann kommen wir zum Indianer?» fragte der Junge. «Ich möchte den Indianer sehen.»

«Du wirst ihn sehen», antwortete Maxwell. «Wir sind bald da. Er lebt in einer Hütte nicht weit von hier.»

«Er ist ein richtiger Indianer, nicht?» fragte der Junge.

«Ein ganz richtiger», antwortete Maxwell. «Er ist ein Cherokee und heißt Joe.»

Der Junge runzelte die Stirne. «Joe tönt nicht wie ein richtiger Indianername.»

«Er ist ein richtiger Indianer und heißt Joe», wiederholte Maxwell. «Was ist denn schon dabei, wenn jemand Joe heißt? Du wärst beinahe auch Joe getauft worden.»

Der Junge blickte ihn ungläubig an. «Hieß er immer Joe?»

«Er hieß Joe, seit ich ihn kenne. Als ich ihn zum erstenmal sah, war ich nicht größer, als du jetzt bist. Dein Großvater führte mich zu ihm. Es war mein Geburtstag. Wir gingen zusammen fischen, wie wir das jetzt auch tun. Dein Großvater hat mich an meinem Geburtstag immer zum Fischen mitgenommen.»

«Hast du Fische gefangen?»

«Natürlich haben wir Fische gefangen», sagte Maxwell. «Großvater war ein guter Fischer.»

«Du bist auch ein guter Fischer, nicht?» fragte der Sohn.

«Ich bin kein so guter Fischer wie Großvater», entgegnete Maxwell. «Er war ein guter Fischer.»

«Aber wir werden Fische fangen, nicht?»

«Ich hoffe es. Das hängt alles davon ab, ob wir sie zum Anbeißen bringen können oder nicht. Weißt du, man fängt nicht jedesmal Fische, wenn man zum Fischen geht.»

«Du hast gesagt, wir würden welche fangen», beharrte der Junge. «Du hast es versprochen. Du hast es mir sogar versprochen, als wir im Zug von New York herfuhren.»

Maxwell versuchte sich zu erinnern, was er gesagt hatte. Er wußte, daß er es nicht versprochen hatte, wenigstens nicht so

ausdrücklich. Aber er konnte leicht verstehen, wie der Junge dazu kam, das zu behaupten. Er begann sich zu sorgen und erinnerte sich, wie die Leute ihm Versprechen abgegeben hatten, als er ein Junge gewesen war, und wie diese Versprechen nicht immer gehalten worden waren. Und er erinnerte sich auch, wie ein gebrochenes Versprechen immer eine Verminderung der Zuneigung und des Zutrauens mit sich gebracht hatte. Er wollte nicht, daß zwischen ihm und seinem Sohn etwas Aehnliches vorfallen sollte.

«Ich habe es nicht richtig versprochen, oder?» fragte er. «Bist du sicher?»

«Du hast es versprochen», antwortete ihm sein Sohn sofort. «Du hast gesagt, du werdest mir zeigen, wie man Fische fängt.»

«Dann werden wir einen fangen müssen», sagte Maxwell. «Ein Versprechen ist ein Versprechen.»

Der Pfad führte dem Rauschen des Flusses zu. Im Wald war es dunkel, aber sie machten sich nichts daraus. Flocken von Sonnenlicht fielen auf den Pfad, und die Luft, feucht von der Nähe des Wassers, war frisch vom Geruch der Erde und der Föhren. Sie gingen ein paar Minuten weiter und kamen zu einer Stelle, wo ein neuer Felsen, noch größer und zerrissener als der erste, den Weg versperrte. Maxwell kletterte darüber hinweg, während sein Weidenkorb an der Schulter hin und her baumelte, und wartete auf seinen Sohn, der ihm folgte. Der Junge kletterte vorsichtig und suchte mit den Füßen nach einem Halt. Maxwell setzte sich auf einen Block am Rande des Pfades und sah ihm zu. «Wenn er sich den Kopf einschlägt, so schlägt er ihn sich ein», dachte er. «Er hat recht wegen dem Kind. Ich kann nicht immer nach ihm sehen.» Er brachte seine Pfeife zum Vorschein, füllte sie aus seinem Tabakbeutel und zündete sie an. Der Junge war auf dem Felsblock angelangt und begann den Abstieg auf der andern Seite. Er verlor den Halt unter den Füßen, schwankte und hielt sich mit den Händen. «Er schlägt sich noch den Schädel ein», sagte Maxwell zu sich selber. «Das tut er, so wahr ich dasitze.» Der Junge kam langsam heruntergeklettert. Maxwell versuchte, sich zu erinnern, ob er je bei der Ueberquerung dieser Stelle Schwierigkeiten gehabt hatte. Es fiel ihm aber nichts ein. Alles, woran er denken konnte, war ein Mädchen, das er einst geliebt hatte und das ihn manchmal zum Fischen begleitet hatte. Er erinnerte sich, wie sie über den Felsen kletterte. Sie trug ein Paar blaue Ueberhosen, die sie über die Knie aufgerollt hatte, und ein weißes Hemd, das am Hals offen war, und blickte ihn mit dem letzten Schimmer der Geheimnisse der letzten Nacht auf dem Grund ihrer Augen an. Er versuchte, sich zu erinnern, wie sie ausgesehen hatte, an die gerade Linie ihrer Nase und den kleinen roten Mund, mußte aber feststellen, daß er dazu nicht imstande war. Alles war verwischt.

Der Junge rutschte die letzte Strecke des Felsens auf dem Bauch hinunter und kam zur Stelle, wo Maxwell saß. Maxwell legte ihm eine Hand auf die Schulter. «Gut gemacht», sagte er. «Setzen wir uns ein Weilchen.»

Der Junge saß auf dem Felsen neben ihm. Maxwell zog an seiner Pfeife. Sein Kopf war voll der Dinge, die früher geschehen waren. Er fragte sich, wo das Mädchen geblieben war und was mit ihm geschehen sei und ob es wohl noch so leidenschaftlich war.

«Wie alt bist du jetzt?» fragte ihn der Knabe plötzlich.

«Vierzig», sagte Maxwell. «Ich bin vierzig, seit ich heute morgen aufwachte.»

«Das ist schrecklich alt, nicht?» sagte der Junge. «Werde ich einmal auch vierzig Jahre alt?»

Maxwell lachte. «Jedermann, der lange genug lebt, wird vierzig», antwortete er. «Das kommt bei allen Leuten vor. Du glaubst, dir könne so etwas nicht zustoßen, und doch geschieht es.»

«Geschah es mit dem Indianer?» fragte der Junge. «Ist er vierzig?»

«Oh, der ist viel älter als vierzig. Er muß mindestens fünfundsechzig zählen.»

«Das ist *sehr* alt, nicht? Hat er einen Bart?»

«Nein. Indianer haben keine Bärte.»

«Warum nicht?»

«Weil sie keine haben.»

«Onkel Robert hat einen Bart.»

«Das ist etwas anderes. Er hat seinen Bart eben wachsen lassen.»

Der Junge dachte einen Augenblick lang nach. «Warum läßt der Indianer *seinen* Bart nicht wachsen?» fragte er dann.

«Er hat keinen Bart, den er wachsen lassen kann», gab Maxwell zurück. «Indianer haben keine Bärte.»

«Niemals?»

«Nein, niemals. Ich glaube es wenigstens nicht.»

Maxwell stellte fest, daß seine Pfeife ausgegangen war. Er rieb ein Streichholz und zündete sie wieder an. Der Junge sah ihm ruhig zu. Er dachte offensichtlich immer noch über die Beziehung zwischen Alter und Bärten nach.

«Ist Onkel Robert so alt wie der Indianer?» fragte er.

«Natürlich nicht», antwortete Maxwell. «Onkel Robert ist neunundzwanzig. Darum ist er in der Armee und spaziert in irgendeiner Straße von Paris mit Streifen am Aermel und einem Mädchen am Arm herum. Es ist schön, in Paris zu sein. Und es ist auch schön, neunundzwanzig zu sein. Das gehört noch ins Märchenalter.»

«Was ist das, das Märchenalter?»

«Das ist, wenn man neunundzwanzig ist und in Paris mit einem Mädchen am Arm spazierengeht. Komm, wir wollen nach dem Indianer sehen.»

«Hat er eine Skalplocke?»

«Nein. Skalplocken sind nicht mehr Mode. Die Indianer haben jetzt keine mehr.»

«Die richtigen Indianer schon», fuhr der Junge fort. «In meinem Buch steht es geschrieben. Warum hat dein Indianer keine Skalplocke?»

«Weil er nicht skalpiert werden will, das ist der Grund. Er ist nur ein armer alter Indianer, der seinen Skalp als Kopfbedeckung braucht. Gehen wir. Du kannst dir diesen Indianer selbst ansehen.»

Der Indianer lebte in einer Hütte im Wald, nicht weit vom Fluß. Die Hütte war aus Baumstämmen gebaut und die Ritzen mit Lehm verklebt. Auf der einen Seite stand ganz schräg ein Kamin aus Lehm. Ein dünner Rauchkringel stieg daraus empor, als Maxwell und der Junge die Hütte zu Gesicht bekamen. Aber

vom Indianer war keine Spur zu sehen. Als sie noch fünfzig Meter von der Hütte entfernt waren, rief Maxwell so laut er konnte den Namen des Indianers. Der Junge wurde ganz aufgeregt. Maxwell lächelte ihm zu und klopfte ihm auf die Schulter. Die Spannung des Jungen begann ihm lästig zu werden. Er wollte, er hätte ihm nicht so viel vom Indianer erzählt.

Ein scheckiger Hund rührte sich hinter der Hütte und begann ihn anzubellen. Es war ein alter Hund mit einer tiefen Stimme. Er stand vor der Hütte und bellte mit zurückgeworfenem Kopf. Die Ohren hingen schlaff, und der Lärm seines Bellens übertönte das Geräusch des Flusses.

«Beißt er?» fragte der Junge.

Maxwell schüttelte den Kopf. «Er könnte nicht beißen, auch wenn er es wollte. Er hat keine Zähne mehr.»

«Wie heißt er?»

«Ich weiß es nicht mehr. Ich glaube Jack, aber ich bin nicht sicher.»

Der Junge blickte nach dem bellenden Hund. «Jack ist kein guter Name für den richtigen Hund eines Indianers», sagte er.

Maxwell nahm den Jungen bei der Hand und ging zum Hund hin. Die kleine Lichtung vor der Hütte war voll Abfall. Ein zerbrochener Schubkarren lag, rot vor Rost, neben einem wirren Haufen Kleinholz, und an einen alten Hickory-Stuhl ohne Sitzfläche war eine rostige Hacke mit einem halben Griff gelehnt. Hinter der Hütte stand ein Schweinestall aus gespaltenen Holzpfosten. Zwischen dem heiseren Bellen des Hundes hörte man das dicke, nasse Grunzen eines Schweines. Die Luft war erfüllt vom Gestank des Schweines.

Der Indianer sah sehr alt aus und hatte ein zerknittertes Gesicht. Er trug nur ein schmutziges Paar Ueberhosen und einen zerrissenen grauen Filzhut, auf dem sich die alten Schweißflecken abzeichneten. Ein Winkel des losen Endes des Ueberkleides hing ihm auf die Brust und ließ seine Rippen unter der mahagonifarbenen Haut zum Vorschein kommen. Seine Arme waren dünn und mager. Der Hund hörte auf zu bellen, als er an die Türe trat.

«Hallo, Joe», sagte Peter. «Erinnerst du dich noch? Ich bin Peter Maxwell.»

«Fisch nicht gut», sagte der Indianer. «Die meisten fort. Bald keine Fische mehr übrig. Dein Vater bringen Tabak?»

«Mein Vater ist tot», erklärte ihm Maxwell. «Er starb im vergangenen Winter. Aber ich habe dir den Tabak gebracht. Ich habe auch meinen Jungen gebracht. Das ist mein Sohn, Joe. Er heißt Patrick. Er ist noch nie fischen gegangen.»

Der Indianer schaute den Jungen einen Augenblick eingehend an. Seine Augen waren alt und dunkel und unbeweglich. Der Junge erwiderte den Blick. Maxwell öffnete seinen Korb und brachte ein kleines Paket mit sechs Stücken Kautabak zum Vorschein, die er dem Indianer übergab. Der nahm sie, ohne etwas zu sagen. Dann packte er das Paket aus, ließ das Papier zu Boden fallen und betastete die Tabakpriemen Stück um Stück. Als er zum letzten Stück kam, hob er es an den Mund und biß ein großes Stück ab; dann ging er, ohne noch ein Wort zu sagen, in die Hütte zurück.

Maxwell und der Junge schritten an der Hütte vorbei und folgten wieder dem Pfad. Der Hund bellte ihnen noch eine Zeitlang nach. Nach einigen Minuten erreichten sie den Fluß. Er durchfloß hier einen engen Kanal, in dem es viele Felsblöcke gab. Eine große Felsplatte, die von Gebüsch umgeben war, hing über den Rand eines tiefen, runden Teiches. Am Ende des Teiches befand sich ein kleiner Damm, über den das Wasser weiß hinwegschäumte. Maxwell kletterte auf den Felsen, gefolgt von seinem Sohn, und blickte in den Teich. Die Erregung des Fischens begann ihn zu erfüllen. Er blickte ins Wasser und hoffte, eine Forelle werde aufsteigen. Aber keine war zu sehen. Das Wasser, das über den Damm floß, rauschte stark. Maxwell erinnerte sich, daß der Junge erwartete, er werde einen Fisch fangen, und begann sich wieder zu sorgen. Er fühlte, daß etwas sehr Zartes und sehr Wichtiges auf dem Spiel stand. Er versuchte, dafür Worte zu finden, aber es gelang ihm nicht. Er nahm den Korb von seiner Schulter, holte die Schachtel mit den Fliegen aus der Tasche und begann, seine Rute zusammenzusetzen. Der Junge sah ihm zu.

«He, du», sagte Maxwell. «Steh nicht müßig herum. Komm und hilf mir.»

«Ich will nicht», antwortete der Junge. «Ich will nach Hause gehen.»

«Nach Hause?» Maxwell setzte den Haspel auf und begann die Leine einzuholen. «Wir sind eben erst gekommen. Willst du nicht zusehen, wie ich einen Fisch fange?»

«Nein», sagte der Junge. «Es gibt gar keine Fische in diesem alten Teich. Du könntest sowieso keinen fangen.»

Maxwell hielt in seiner Beschäftigung inne und blickte nach dem Jungen. Er schien besorgt und unglücklich, zurückgezogen in seine eigene Welt. Er sah zu klein und zu jung aus, um sich schon Sorgen zu machen, hilflos, ohne Verteidigung, zu hilflos und zu sehr den Gefahren ausgesetzt. Maxwell hatte das Gefühl eines Druckes auf der Brust. «Was ist los?» fragte er. «Ist etwas nicht in Ordnung? Wie hat dir der Indianer gefallen?»

«Es war kein Indianer», sagte der Junge mit einer Bitternis, die seinen Vater verblüffte. «Du weißt, daß es keiner war. Er war nur ein schmutziger alter Mann.»

«Aber er ist ein Indianer», sagte Maxwell. «Vielleicht sieht er nicht so aus, aber er ist trotzdem einer — ein richtiger Vollblut-Cherokee. Ich verspreche es dir.»

«Es ist keiner», beharrte der Junge, dem Weinen nahe. «Ich *weiß*, daß es keiner ist. Du hast mir nur angegeben, er sei ein Indianer. Du hast mir nicht die Wahrheit gesagt.»

Maxwell wußte, daß es nutzlos war, noch etwas zu sagen. Er haspelte die Leine fertig auf und befestigte eine Angel. «Warum sagte ich ihm nicht, er werde keinen Indianer in Kriegsbemalung, wie sie in den Büchern beschrieben sind, sehen?» fragte er sich. «Warum zum Kuckuck tat ich das nicht? Er wird mir nichts mehr glauben wollen.» Er öffnete seine Fliegenschachtel und blickte dann nach dem Jungen. Ihre Blicke trafen sich. Dann wandte der Junge den Kopf ab. Maxwell fühlte sich merkwürdig verlassen und allein.

«Wie wäre es, wenn du es mit dem Auswerfen versuchen würdest?» fragte er. «Möchtest du nicht?»



Zeichnung Aage Justesen

«Nein», sagte der Junge. «Ich will nach Hause.»

Maxwell tat, als beuge er sich über die Fliegenschachtel. «Welche wollen wir zuerst probieren?» zwang er sich zu sagen. «Eine Silver Doctor oder eine Royal Coachman? Wie wäre es mit einer Coachman? Ist ein fetter Happen, glaubst du nicht?»

Er nahm die Fliege heraus und drückte sie mit dem Daumen auseinander. Der Junge, der in seine eigene Welt von Sorgen versunken war, weigerte sich, sie anzusehen.

«Es gibt große Forellen hier», fuhr Maxwell fort. «Richtige Mordskerle. Komm, vergiß diesen Indianer. Wir wollen uns einen Fisch fangen.»

Der Junge antwortete nicht. Maxwell befestigte die Fliege und begann, die Leine auszuwerfen. Die langsame Strömung des Wassers trug die Fliege über den Teich. Der Junge sah ihm gleichgültig zu.

«Zu schade, daß Großvater nicht hier ist, um dich zu lehren, wie man die Leine auswirft», sagte Maxwell. «Er verstand es, einen Nickel zu treffen. Das ist ja die Hauptsache. Willst du es nicht versuchen?»

«Nein», sagte der Junge. «Ich will nach Hause gehen.»

Maxwell zuckte die Achseln. «Na gut, du störrischer kleiner Esel», sagte er zu sich selber. «Wie du willst. Dann gehen wir halt nach Hause.» Er war eben im Begriff, die Leine einzuhaspeln, als eine Forelle aus dem Wasser schoß und die Fliege schnappte. Sie tauchte sofort wieder, dunkel und blitzend, heftig bemüht, sich durch Zappeln von der Leine zu befreien. Maxwell begann, den Fisch einzuziehen. Die Leine gab nach, und Maxwell glaubte, er habe den Fisch verloren. Dann aber brach die Forelle keuchend und schlagend durch das Wasser.

«Schau, Daddy!» schrie der Junge. «Du hast einen Fisch! Du hast einen gefangen!»

Die Forelle tauchte wieder und ging diesmal tiefer als vorher. Maxwell gab die Leine sorgfältig aus. Als der Fisch wieder auftauchte, wurde sie jedoch wieder schlaff, und Maxwell haspelte sie wieder ein. Die Forelle war groß und voller Kampfeslust. Maxwell gab ihr wieder Leine aus, worauf sie in Richtung nach dem Damm am andern Ende des Teiches davonjagte. Dann sprang sie aus dem Wasser an die Oberfläche und tauchte sofort ein drittesmal. Maxwell zog die Leine wieder straff und fluchte innerlich, als sie steckenblieb. Sie hatte sich irgendwo festgehakt. Der Junge sah den veränderten Ausdruck auf Maxwells Gesicht, als er versuchte, die Leine freizumachen.

«Was ist geschehen, Daddy?» fragte er. «Hat sie entwischen können?»

«Noch nicht, aber bald», sagte Maxwell und zog leicht an der Leine. Sie kam wieder los, Maxwell aber wußte sogleich, daß die Forelle verschwunden war. «Das hat gerade noch gefehlt», dachte er und blickte nach dem Jungen. «Nun wird er das dem beifügen, was er über den Indianer als Lüge betrachtete.»

Der Junge sah ihn an und wartete, daß er sprach.

«Ich habe ihn verloren», sagte Maxwell. «Die Angel ist gebrochen.»

Maxwell zog eine neue Angel auf, befestigte eine neue Fliege darauf und begann, die Rute wieder auszuwerfen. Er fischte im Teich und im Fluß oberhalb des Teiches. Dann fischte er im weißen Wasser unterhalb des Dammes. Er fischte eine halbe Stunde lang, ohne daß eine einzige Forelle anbiß. Er kehrte zum Felsen zurück, wo der Junge auf ihn wartete. «Es ist Zeit zum Aufbrechen», sagte er. «Sie erwarten uns zum Mittagessen.»

Er zerlegte die Rute, versorgte alles Zubehör, und dann machten sie sich auf den Rückweg durch den Wald. Keiner von ihnen sagte ein Wort, bis sie des Indianers Hütte sahen. Der Indianer saß im Türrahmen, und der scheckige Hund lag zu seinen Füßen. Der Hund knurrte sie an, bellte aber nicht.

«Da ist der alte Hund», sagte der Junge fröhlich. «Und da ist auch der alte Indianer.»

Maxwell warf ihm einen forschenden Blick zu. Er versuchte, sich vorzustellen, was vorgefallen sein mochte, um ihn zu einem so drastischen Meinungswechsel über den Indianer zu veranlassen, aber die Komplikationen der Gedanken seines Sohnes waren außerhalb seines Fassungsvermögens.

«War es nicht eine riesige Forelle, die wir gefangen hatten?» fragte der Junge, immer noch im selben glücklichen Ton. «Es war ein Flieger, nicht?»

«Freilich war es ein Flieger», sagte Maxwell. «Er muß mindestens zwölf Zoll lang gewesen sein. Es ist schade, daß er uns entwischte.»

«Aber wir fingen ihn doch, oder nicht?»

Maxwell wollte seinen Kopf nicht schütteln, aber er schüttelte ihn trotzdem. «Nein, wir fingen ihn nicht», sagte er. «Wir hatten ihn nur an der Angel. Angehakt und gefangen sind zwei verschiedene Dinge. Man hat einen Fisch nur dann gefangen, wenn man ihn an Land bringt. Diejenigen, die wieder entwischen können, zählt man nicht.»

«Na, dann gut», sagte der Junge mit nachdrücklicher Betonung. «Wir hatten ihn *angehakt*. Wir hatten einen Mordskerl von einer Forelle an der Angel. Ich wette, nicht einmal Großvater hat jemals eine so große Forelle an der Angel gehabt. Schau den alten Indianer an, der dort sitzt. Werden wir uns aufhalten und mit ihm sprechen?»

«Wir haben keine Zeit», sagte Maxwell. «Wir müssen nach Hause gehen.»

Als sie an der Hütte vorbeikamen, hob er seine Hand zum Gruß für den Indianer. Der Indianer saß unbeweglich im Türrahmen.

«Ein einziger hat angebissen», rief ihm Maxwell zu. «Er entkam uns aber wieder.»

Der Indianer grunzte irgend etwas Unverständliches. Der Hund knurrte und begann sie anzubellen. Sie gingen den Pfad hinauf, in den Föhren- und Schierlingswald, und der Lärm des Hundegebells hörte schließlich auf.

«Hast du gehört, was der alte Indianer gesagt hat?» fragte der Junge eifrig. «Er sagte ‚Ugh'. Das beweist, daß er ein richtiger Indianer ist. Alle richtigen Indianer sagen ‚Ugh'. Er ist sicherlich ein fabelhafter alter Indianer. Ich wußte es die ganze Zeit, daß er ein richtiger Indianer ist.»

Der Junge rannte Maxwell voraus und hüpfte den Pfad hinauf. Maxwell war ihm sehr dankbar. Es war ein merkwürdiges Ding, einem Kind gegenüber dankbar zu sein, und er konnte sich nicht daran gewöhnen. Während er aber den Pfad entlang ging, der so eng mit seinem Leben verknüpft war, der Liebe, Tod und frühe Sorge berührte, kam ihm zum Bewußtsein, daß er auch damit etwas zu tun hatte, daß heute sein Geburtstag war und daß er nun das Märchenalter hinter sich hatte.

Hamilton Basso. Aus dem «New Yorker». Deutsche Fassung von Erwin Schneg[illegible]

MEMPHIS

Assortiment de Luxe

Für Raucher, welche sich zutrauen dürfen, die Feinheiten hochwertiger Tabake zu erkennen und zu würdigen, war uns nie ein Opfer zu groß. Wir haben für sie drei neue, herrliche Qualitäten geschaffen, von denen jede einzelne ein Hohelied auf die Köstlichkeiten des Orient-Tabakes ist.

Bessere Cigaretten gab es nie!



Für den Tagesbedarf:
Cellophanierte Taschenpackungen
zu 20 bezw. 25 Cigaretten.

CIGARETTENFABRIK
MEMPHIS
DÜBENDORF-ZÜRICH

Für Büro und Heim:
Unsere neuen Frischhalte-Dosen
zu 50 Cigaretten.



Das zärtliche Velo

Von Jacques Berna

Auch die vom Velo befahrenen Schicksalswege sind wunderbar. Dank meinem Zweirad habe ich nicht auf jenem «nicht mehr ungewöhnlichen Wege» des Heiratsinserates eine Frau suchen müssen, sondern bin billiger dazu gekommen — wenn auch deshalb nicht zu einer billigen Frau. Allerdings kam ich erst zu ihr auf einem großen Umwege. In der Heimatstadt mögen wir vielemale umeinander herumgefahren und oft einander ausgewichen sein, wahrscheinlich weil es hat so sein sollen, daß wir erst da unten im sonnigen Tessin «zusammenstießen». In jenem heiteren Orte am anderen Ufer des Lago Maggiore, wo sich so viele Menschen aufgelockert fühlen, mußten wir in eine Pension geraten und genötigt sein, in der gleichen leerstehenden Garage unsere Velos unterzustellen, ehe unsere Schicksalsverkettung beginnen konnte.

Ich liebe es, mir gehörende Sachen an jeweils sorgfältig ausgesuchte Plätze zu tun. Dieser ordnungsliebenden Gewohnheit frönend, hatte ich mein Velo gleich das erstemal gegen einen Sandsack links hinter der Eingangstüre gelehnt — oder parkiert, wie es vornehmer klingt. Dieser Standort erschien mir sowohl bequem für mich wie auch angenehm für mein Velo, das da im weichen Sande eine wohlige Stütze fand. Nicht nur Tiere, auch Dinge soll man fürsorglich behandeln, zumal sie es nicht weniger lohnen; denn nicht nur Tierärzte, auch Veloreparateure haben die Unart, nachher Rechnungen zu schreiben, wenn man sie ihrer Zeit beraubt hat. Und das Velo ist für ein geschontes Pedal ebenso dankbar wie ein Tier für die geschonten Pfoten.

Bereits am zweiten Tage meines Ferienaufenthaltes schien mir ein historisch gewordenes und unantastbares Naturrecht, daß dieser ausgesuchte Platz in der Garage mir und keinem anderen gehöre. Ja, ich gewöhne mich an meine Rechte viel schneller als an meine Pflichten; darin bin ich nun einmal ganz anders als die anderen.

Mit gutem Gewissen räumte ich somit ein Damenvelo von meinem Platze weg und stellte es in die hintere Ecke der Garage. Wie groß mußte aber mein Erstaunen und wie urwüchsig meine Empörung sein, als am nächsten Tage das gestern in die Ecke gestellte Velo wieder den mir angestammten Platz streitig machte! Dieses Verharren in der Sünde vermochte ich mir nur zu erklären durch das allgemeine Schlechterwerden der Menschheit im Krieg.

Vielleicht wird dieser oder jener Leser meine Auffassung als nicht sehr tief verwurzelt im Boden des wirklichen Rechtes betrachten und womöglich mich als einen ausgesucht dickköpfigen Vertreter menschlicher Selbstsucht zu betrachten geneigt sein. Ich werfe aber die Frage wie ein Senkblei in seine Seele: würdest du praktisch anders handeln? — Da wir nämlich im großen nur noch über Schrumpfrechte verfügen, sind wir notgedrungen im kleinen dazu veranlaßt, unsere Rechte auszuweiten nach allen Seiten geringen Widerstandes hin. Wenn der Staat uns bedrängt, müssen wir selber den einzelnen Staatsbürger wieder bedrängen. Das ist auch Notwehr! Und so versuchen wir stur immer wieder auch da unsere kleinen Vorrechte anzupflanzen, wo kein gedeihlicher Boden dafür vorhanden ist und eher Streitigkeiten wie Unkraut wachsen und gedeihen.

In diesem Sinne war ich das nächstemal schon buchstäblich rasend, als dieses beharrlich sündigende Velo wieder am streng verbotenen Platze Aufstellung genommen und diesmal sogar sich angelehnt hatte — angelehnt an das Velo des rechtmäßigen Besitzers des Standplatzes! Ich sah mir das sündige Wesen nun genau an. Zugegeben, es handelte sich um eine sogenannte schöne Sünderin, ein hübsches, gepflegtes, sauberes und in allem ordentliches Vehikel. Und noch mehr mußte ich zugeben: die Art der Anlehnung war einwandfrei, offenbar auf Schonung des anderen bedacht. Keinerlei Symptome der Liederlichkeit waren festzustellen. Ja, als ich genauer hinsah, konnte ich nicht mehr umhin, die Anlehnung als eine geradezu zärtliche zu erkennen.

Daß doch die Frauenseele immer und in allem so voller Widersprüche ist! Es blieb doch schließlich die Tatsache der Anlehnung und darin lag ohne Zweifel eine Dreistigkeit. Aber eben, wo lag der Sinn für die Diskrepanz zwischen der Anlehnung an sich und der hohen Qualität ihrer Durchführung? Wäre die Besitzerin des Velos eine liederliche Person, hätte die es einfach an das meine hingeschmissen. Zwar wurde mein Velo nicht verletzt, doch wurde bedenkenlos an meinen Nerven gezerrt.

Die Sünderin zu ermitteln, ließ ich vor meinem geistigen Auge alle weiblichen Pensionsgäste vorüberziehen. Auf keine aber schien dieses rechtswidrige und dreiste Vorgehen deutlich hinzuweisen. Lebte vielleicht insgeheim noch ein weibliches Wesen im Hause, das soviel Haare auf den Zähnen hatte wie mancher Mann nicht auf dem Kopfe? Jedenfalls würde



Buben passiert nichts...

«Was, Kinder-Unfallversicherung? Die Kinder sind während der Schule von Staates wegen versichert und außer der Schule ... nun ja, da haben sie ihren Schutzengel!» So reden viele Eltern, nicht bedenkend, daß Geschichten wie die folgende, zu Hunderten passieren:

Sekundarschüler sind auf dem Heimweg; sie kommen durch eine Straße, in der vor jedem Haus ein Kehrichteimer steht. Was liegt näher, als diese Kehrichteimer zum «Böckligumpen» zu benützen? Gesagt, getan! Leider schlägt ein Knabe bei diesem Spiel ein Knie an, eine Schramme entsteht: unser Knabe geht zum nächsten Brunnen und verbindet die Wunde mit dem Taschentuch.

Nach ein paar Tagen ist die Wunde verheilt, nach ein paar weiteren Tagen aber stellen sich Schmerzen ein, und bald kann der Knabe das Knie überhaupt nicht mehr bewegen: es hatte eine schwere Infektion nach innen gegeben und das Knie mußte fast ein Jahr lang ärztlich behandelt werden. Wie froh waren die Eltern, daß die «Zürich»-Unfall für die Arztkosten aufkam!

*

Man sieht: eine Kinder-Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld.

Bedenken Sie stets:

Es ist besser, eine Unfallversicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2 Telephon 27 36 10





Im Turtmanntal Photo Gyger, Adelboden

DIE WUNDER DER BERGWELT IM

Berner Oberland und Wallis

ERSCHLIESST IHNEN DIE FAHRT MIT DER

LÖTSCHBERGBAHN

ich nunmehr die unerläßlichen Beobachtungen anstellen bis zum Ertappen in flagranti.

Richtig, am fünften Tage erwischte ich die harte Sünderin und ging natürlich unverzüglich zum Frontalangriff vor:

«Fräulein!» sagte ich, mit einer Stimme wie aus völlig aufgedrehtem Lautsprecher, «Fräulein, warum eigentlich stellen Sie Ihr Velo wieder und immer wieder ausgerechnet auf *meinen* Platz?! Trotzdem ich es schon x-mal in die Ecke stellte? Warum muß man sich in den kurzen Tagen der Ferienzeit auch noch gegenseitig ärgern? Haben wir dazu nicht hinreichend Gelegenheit in der Stadt und im Erwerbsleben? Und wirkt denn diese wundervolle Landschaft hier und die Tatsache, daß Sie nicht arbeiten müssen und frei sind — wirkt das alles denn gar nicht auf Sie? Macht Sie das nicht ein bißchen umgänglicher und verträglicher? Haben Sie denn ein total verhärtetes Gemüt?»

Während dieser Rede hatte ich kaum einen Blick auf die Angeklagte geworfen. Sie hätte alt und grau sein können, häßlich und bissig. Mit verkrampftem Blick auf mein beleidigtes Velo waren die Worte herausgeschleudert worden. Nun, da die Kraft verschleudert, holte ich tief Atem. Einem fremden Menschen derart kräftige Vorhaltungen zu machen, ohne dabei aus der Quelle alter Feindschaft gespeist zu werden, das heißt, in der Velosprache, eine Steigung nehmen. Und nun erst sah ich mir die Betroffene an, und siehe da, im Blitzblick schon waren einige weibliche Reize an ihr zu entdecken.

Jeder Richter weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, eine hübsche Angeklagte zu verdonnern, besonders wenn sie schicklich bleibt in ihrer Haltung oder gar scharmant sich verteidigt. Ich war also nahe daran, als Richter sozusagen umzufallen, als die Angeklagte mich wieder zur Ermannung zwang. Ueberlegen lächelnd, jedes Wort scharf akzentuierend, höhnte sie mir glatt ins Gesicht: «Verehrter Eidgenosse! Da oben auf dem Dache der Garage ist ein Séparée für ihr Velo! Bitte, bedienen Sie sich.»

«Das ist gemein!» antwortete ich einigermaßen verdattert, «gemein ist das!»

Damit aber fühlte sich die Person herausgefordert, mir noch eine Durchführungsverordnung zu geben. «Sollten Sie zu diesem Zwecke eine Leiter nötig haben, so kann ich Ihnen verraten, da, hinter der Garage, steht eine; bedienen Sie sich gefälligst, Herr Rechthaber.» Dann verschwand sie im Hause, und ich stand mit beiden Beinen mitten in einem Dilemma. Wo aber die Dreistigkeit eine gewisse Dimension annimmt, da wird sie zum . . . Charakter und beginnt schon wieder positiv zu wirken. Unwillkürlich sah ich hinauf zu dem Dache, das flach war und Raum bot für eine ganze Velokompagnie . . .

Ich versank in eine strategische Betrachtung. Welch ein Gedankensprung bei dieser Maid, welch ein Gedankenschwung! Wie brachte sie es nur fertig, diesen ganzen Erdenstreit mit einer Handbewegung da hinauf zu . . . zu weisen? Ich Maulwurf wühle da in der Garage herum nach einem Platz, sie aber weist mich mit meinem Velo wahrhaft himmelwärts. Im Geiste von ihr überfahren lag ich da, und sie radelte frischfröhlich davon.

Aufstehen mußte ich am Ende wieder und mich säubern von dem erlittenen Schimpf, denn wo bliebe sonst die Männlichkeit? Nach oben hatte diese Person gezeigt und mich damit auf eine Idee gebracht.

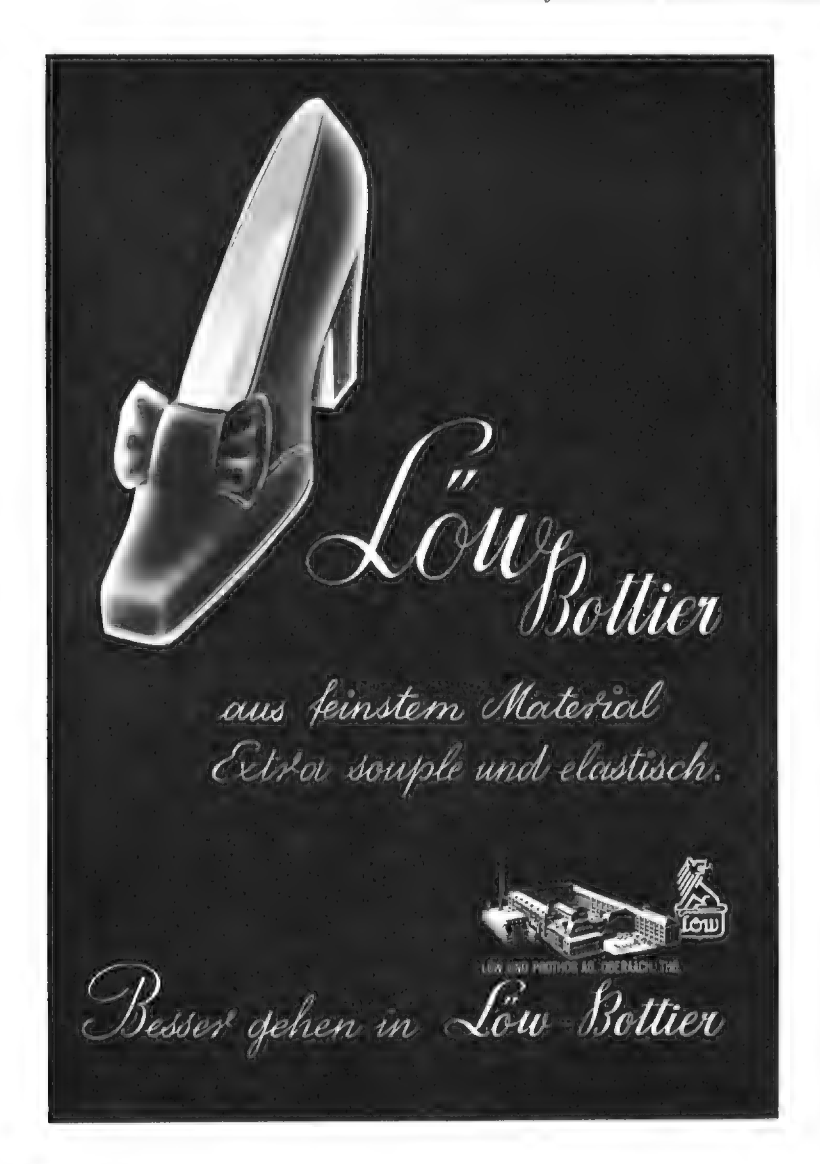
Es kam der Abend und brachte die Dunkelheit. Es wurde die Leiter gefunden und ein Schweizer Fähnli. Am nächsten Morgen stand ihr Velo hoch oben auf dem Dache, angelehnt an einen Gartenstuhl, die Fahne an der Lenkstange befestigt und im Winde wehend. Zugegeben, das blieb letzten Endes eine knabenhafte Aktion. Dennoch war das Arrangement weithin sichtbar und wirkte dekorativ. Die Besitzerin des Velos mochte gestern Geist gezeigt haben, mir war es nun einmal gegeben, mich plastisch auszudrücken.

Um nicht genötigt zu werden, das fremde Velo selber wieder herunterzuholen, unternahm ich am frühen Morgen eine Tagestour. Nach der Rückkehr am späten Abend schlich ich mich unauffällig in mein Zimmer, sogleich die Wände abhorchend, ob wohl etwas zu hören sei vom Aufruhr, den ich angezettelt. Aber nichts war zu hören.

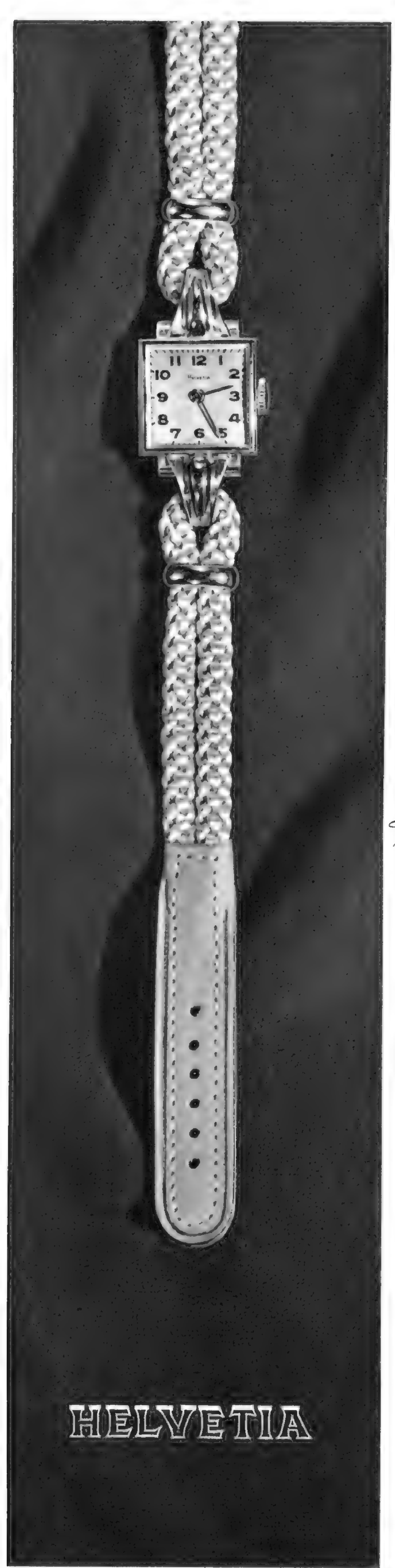
Am nächsten Morgen ging ich erhobenen Hauptes, zusammengerissen in allen Gelenken, auf alles gefaßt und innerlich nach allen Seiten hin kampfentschlossen, in das Frühstückszimmer. Wahrhaftig, da saß diese gar nicht reizlose Person bereits und erwiderte meinen kühlen Gruß mit betonter Freundlichkeit und Sorgfalt. Frau Thieme, die Vermieterin, kam dazu und eilte sogleich an meinen Tisch. Im Geiste zog ich schon das Sturmband fest unter dem Helme. Frau Thieme aber sagte mit impertinenter Vertraulichkeit: «Nun, Herr Lienhart, gut geschlafen?» Ich nickte. «War Ihre Tour schön gestern?» Ich nickte. «Wünschen Sie Kaffee? Ja, ich habe wieder etwas bekommen, Sie können Kaffee haben, Herr Lienhart.» Ich sagte in wohltemperierter Zurückhaltung: «Ja, bitte, Kaffee.»

Es kamen noch zwei Mädchen herein und grüßten freundlich zu meinem Tisch herüber. Kurzum, ich sah mich förmlich eingekesselt und von Freundlichkeit umringt. Dieser Standpunkt des «als-wäre-nichts-gewesen», der hier offenbar wie auf Verabredung bezogen wurde, fiel mir auf die Nerven.

Und wahrhaftig, die Nervenzerrerei ging noch weiter. Frau Thieme kam noch einmal an meinen Tisch und zeremonierte: «Und was ich Ihnen


Löw Bottier
aus feinstem Material
Extra souple und elastisch.
Löw
Besser gehen in Löw Bottier


125 Betten
830 m über Meer
KURHAUS UND HEILQUELLEN
Passugg
bei Chur
Modern eingerichtetes Hotel in subalpiner, sonniger Lage. Vorzügliche Küche. Diättisch für Magen-, Darm-, Nieren- und Stoffwechselkrankheiten, besonders für Diabetes. Trink- und Badekuren. Vereinigt die Heilwirkungen von Vichy und Wildungen. Zimmer mit fließendem Wasser und WC. Saison: Juni bis Ende September.
Pension ab Fr. 16.50, Pauschal für 21 Tage Pension, inklusive Bedienung, Kur- und Wassertaxe, zehn Bäder und ärztliche Konsultation Fr. 480.—.
Kurarzt: Dr. Ch. Bandli
Direktion: Ad. Müller



zu sagen vergaß, lieber Herr Lienhart, ich habe die jungen Damen gebeten, ihre Velos nicht dahin zu stellen, wo Sie das Ihre hinzustellen wünschen . . . In meinem Hause haben die Herren den Vorzug.»

Und damit zog sich die Schlange zurück. Ich kaute plötzlich wieder an einem Bissen, den ich schon hinuntergeschluckt zu haben glaubte. Verflixt noch einmal! War ich nun der Blamierte, oder hatte ich einen totalen Sieg errungen? Jedenfalls schien mir im Augenblick, in diesem Falle habe der Besiegte mehr gesiegt als der Sieger, wie übrigens in so manchem Kriege schon.

Das aber stand nun hinlänglich fest: dieses Haus war nicht mehr die Welt, die mir gefiel. Es entbehrte nicht nur aller Heimeligkeit, es mutete mich unheimlich an. Eine Stunde später verlangte ich die Rechnung, und bald darnach kam mit der Rechnung auch des Rätsels Lösung. Es stand da als letzter Posten:

«Für Herunterholen eines Damenvelos vom Dache der Garage durch Signor G. Pedrini, laut Quittung, Fr. 3.—.»

Eine Verschwörung also! Ich zückte die Füllfeder, um die freche Forderung dick auszustreichen, aber sehr dick. Doch ich zögerte . . . Es würde einen Streit geben, bei dem ich gesellschaftlich in der Minderheit und formal-juristisch im Unrecht bleiben würde. Oho, hier sollte ein Kluger klug genug sein, nicht zu klug sein zu wollen! Ich wollte tun, als habe ich den Posten auf der Rechnung gar nicht bemerkt, als sei ich viel zu nobel, Rechnungen nachzusehen.

Frau Thieme war nicht zu finden, also zahlte ich dem Zimmermädchen und gab ihm ein Extrabedienungsgeld, so reichlich, wie ich es noch nie gegeben.

Und wie gerufen, kam gleich darnach der Briefträger, den ich beiseite nahm, den genauen Namen meiner Feindin aus ihm herauszuluchsen. Sie sollte einen Brief bekommen, wie sie ihn nicht hinter den Spiegel stekken würde! Meine Rache würde, kalt genossen, um nichts weniger süß sein.

Nun ja, ich schrieb dieser Person und sie antwortete. Ich beantwortete ihre Antwort, und sie beantwortete meine Antwort. Ich wurde immer geschmeidiger in meinem Stil und sie immer konzilianter in ihren Entgegnungen. Schließlich fanden wir es einfacher, uns alles mündlich zu sagen, und da wir gegenseitig immer mehr auf dem Herzen hatten, anstatt daß es weniger wurde, zogen wir es vor, einander zu heiraten. Und heute, nach zwei ganzen Jahren, steht es so um uns, daß wir beide nichts sehnlicher wünschen, als daß unsere gegenseitigen Gefühle nicht ebenso dünn werden mögen, wie unsere unersetzlichen Pneus es schon sind.

Der Märchendichter Andersen zeichnet in der Schweiz

Fortsetzung von Seite 31

Ja, denke dir, ich übersetze ihnen Phrasen aus meinen Dichtungen ins Französische, und — mirabile dictu — sie verstehen es. Die kleinen Kinder hier sind ergötzlich; wenn ich sie nicht verstehe, schreien sie die Worte aus vollem Hals, weil sie glauben, daß ich taub sei.»

Am 15. September verließ er Le Locle. Nun konnte er nicht länger die Gastfreiheit freundlicher Menschen genießen, und da man in der Schweiz teuer lebte, mußte er schleunig die Reise fortsetzen. Ueber Lausanne gelangte er nach Brig und am 19. September ging er über den Simplon, und welch ein Weg! Die Gletscher sahen aus wie grünes Glas mit Schnee; sie hingen hoch über den Wolken, Wasserfall brauste neben Wasserfall, Schnee stob, und der Adler flog über die herrliche Landschaft, und dann zog er ein in das herrliche Italien.

Solcherweise hat H. C. Andersen in Briefen an seine Freunde in Dänemark und in seinen Tagebüchern den Aufenthalt in der Schweiz im Jahre 1833 geschildert. Aber neben diesen Berichten besitzen wir die kleinen Skizzen, die er von den Landschaften zeichnete, die einen besonderen Eindruck auf ihn machten. Er selbst betrachtete diese Zeichnungen nicht als Kunstwerke; er vermag aber doch in einfachen Strichen das Geschaute auf solche Weise wiederzugeben, daß man die Perspektive und die großen Linien herausspürt, erkennt, wie er sich in die Natur vertieft, sie in sich aufgesogen, die Erinnerung daran bewahrt und den Stoff ausgenützt hat, als die Gelegenheit sich bot.

Noch manchesmal kehrte H. C. Andersen später nach der Schweiz zurück, aber nie mehr hatte er so gut Zeit, sich in die Natur des Landes zu vertiefen, wie in jenen Tagen in Le Locle. Viele Jahre später entfaltete sich aus den Erinnerungen eine Blume: im Märchen «Die Eisjungfrau» wurde die schweizerische Natur zum prachtvollen Hintergrund der Erzählung von Rudy und Babette, die mit den Worten endet: «Rosenglanz liegt auf dem Schnee des Berges, Rosenglanz liegt in jedem Herzen, in dem der Gedanke wohnt: ‚Gott läßt für uns das Beste geschehen!'»

Uebertragen von Maria Bachmann-Isler

Zwang und Freiheit in der Erziehung

Von Elisabeth Rotten

Unter diesem Titel legt der Psychohygieniker der Universität Basel, *Prof. Heinrich Meng*, ein Buch vor, das in einem umfassenderen Sinne, als man gewohnt ist, ein Erziehungsbuch bedeutet; das durch die Eindringlichkeit, mit der es dem erzieherischen Tun am Kinde und am Heranwachsenden, am jugendlichen Rechtsbrecher und am asozialen, kriminell gewordenen Menschen überhaupt nachgeht, entscheidend genannt werden darf*.

Dies auch darum, weil es den innern Sinn- und Wirkzusammenhang zwischen den einzelnen Stufen und Gebieten der Erziehung sichtbar macht und die Verantwortung, aber auch die weiterführenden Kräfteströme aufzeigt, die dem pädagogischen Alltag, der oft ermüdenden Wiederkehr des Gleichen innewohnen. Weil es den Schwerpunkt von der Erziehung und dem Zögling hinweg in die Selbsterziehung des Erziehers legt und, Rezepte weise vermeidend, ihm Wegleitungen gibt, wie er an der eigenen inneren Freiheit arbeiten kann und mit dem Halt, den der zu Eigenwuchs und Selbstachtung erstarkende Zögling an ihm findet, Probleme zwanglos von innen *auflöst*, die sich in mühsamen Lösungsversuchen von außen nur mehr verwirren. — Entscheidend endlich und vor allem darum, weil es die erzieherischen Erfordernisse in den verschiedenen Bereichen der Kindes- und Erwachsenenwelt, im Aufgabenkreis für die freie Entfaltung des Individuums und für die Neugestaltung einer mitmenschlichen Welt und Weltordnung unter dem Aspekt der Nachkriegszeit erfaßt und ordnet.

Im einzelnen müssen die wertvollen Winke für die Erziehung des Kleinkindes bis zum Halbwüchsigen selbst nachgelesen werden: Verhalten gegenüber der Trotzphase, die als notwendige Durchgangserscheinung gewertet werden muß; Aktivierung der vertrauenden Liebe des Kindes, dank der es zum Verbündeten des Erziehers gegen die eigenen Schwächen wird; Vermeidung von Angst und Schrecken als vermeintliche Erziehungsmittel, von der Prügelstrafe, die pädagogischen Kurzschluß bedeutet, zu schweigen. So aufgefaßt und geübt, wird die Kindererziehung zur «zweiten Erziehung des Erwachsenen» und das Kind im Sinne Dostojewskijs zum «unerbittlichen Erzieher der Menschheit zur Selbstachtung und Selbsterlösung».

Die große Dichtung als Quelle der Menschenerkenntnis und des Einblicks in die Kindesseele ist noch lange nicht ausgeschöpft. Meng verweist darauf, daß Dostojewskij es war, der am tiefsten gezeigt hat, wie der Mensch immer wieder dazu neigt, sich für Bestrafung und Beleidigung seiner Würde zu rächen, auch, ja sogar erst recht dann, wenn er sich schuldig fühlt, mit sich unzufrieden ist. Die Rache vollzieht sich am ehesten am wehrlosen Menschen. Für Dostojewskij kommt dadurch das Uebel in die Welt. Der Mensch ringt im tiefsten Grunde um Selbstachtung; aber nur der rachelose Mensch kann sich selbst und den Erniedrigten freimachen.

Zwar sind Zwang und Freiheit auf allen Stufen Mittel der Erziehung; doch der Zwang darf es nur sein, wo er in der Form der Bestrafung aus dem Sachverhalt selber kommt und so weit wie möglich von der Person des Erziehers losgelöst ist. Er bereitet auf das Leben vor, wo Zwang unausweichlich ist, darf aber nie dazu dienen, die Autorität des Erziehenden zu stützen. Wo dieser ihn glaubt einschalten zu müssen, dann als Zwischenstufe mit dem Ziel der Selbsterarbeitung eines neuen Stücks Freiheit. Diese *Veränderung des Strafzwecks* — fort von der Vergeltung und hin zur willigen Mitarbeit des Fehlbaren an seiner Wiederaufrichtung — ist, durchdacht und durchgeführt, von revolutionärer Bedeutung im aufbauenden Sinn, für das Individuum und für die Struktur einer erhofften friedwilligen und friedensfähigen Gesellschaft.

Mag auch der Weg dahin noch lang sein — er ist vorgezeichnet, und es ist hoffnungsvoll, daß er sich in Durchbrüchen an zunächst getrennten Stellen ankündigt: in der Wohn- und Schulstube, vor dem Jugendgericht und, am langsamsten realisiert, aber in sicherer Vorwärtsbewegung, in der Einstellung der Gesellschaft zum Verbrecher. Die damit erzeugte neue seelische Haltung greift, zuerst unmerklich und schließlich immer gebieterischer, über in die Probleme von Krieg und Frieden, von Volks- und Völkergemeinschaft, von der notwendig gewordenen Wahl zwischen Rückfall in die Züchtung eines Landsknechtstyps oder Schaffung der Voraussetzungen menschlicher Solidarität.

Es ist eines der großen Verdienste des Mengschen Buches, diese durchgehende Linie nachgewiesen und an praktischen Beispielen aus den verschiedenen Gebieten deutlich gemacht zu haben. Kleinkindererziehung, neues Strafrecht, geistige Hygiene am Einzelnen wie am Volkskörper können einander wechselseitig heilbringend auf diesem Wege vorantreiben. Es war eine Frau, die ihn vor hundert Jahren klar erschaut und um seine Verwirklichung gerungen hat. «Sünder und Richter stehen im engen Verband. Beide müssen einander auf die höhere Stufe heben . . . Der Richter muß sein eigenes Selbst im Verbrecher fühlen, er muß die Möglichkeit ahnen, die Willensstärke erwägen, sich selbst zu retten, und die Mittel dazu erforschen . . . Wer das Naturgesetz versteht, der ist kühn, er fühlt sich im Verbrecher — Sie zucken die Achseln? Ich fühle mich im Verbrecher . . . und der Regent wird mich verstehen und wird eingehen *auf das, was die Welt umwälzen wird*, und das ist gerade die höchste Zeit jetzt... Wären wir geistig ganz gesund, so ist unmöglich, daß wir nicht auch den Verbrecher heilten. Denn geistige Gesundheit ist unwiderstehliche Heilkraft, die jede Versündigung am Geist ausgleicht und organisch erneuert.» Dies läßt *Bettina von Arnim* in «Dies Buch gehört dem König» 1843 «Frau Rat» sagen, die in Gesprächen mit Bürgermeister und Pfarrer erstaunlich weitblickend eine Auffassung vom Strafproblem verteidigt, wie sie heute die modernste Pädagogik, Psychologie und Strafrechtsreform vertreten — ihren Gesprächspartnern in eine völlig neue Gedankenwelt**.

Im gleichen Sinne darf H. Meng im Vorwort zu seinem Buch erklären: «Sowohl im Staatsleben wie in der Erziehung bahnt sich etwas an, das nicht eine routinemäßige Ablösung veralterter Maßnahmen durch neue ist, sondern eine grundlegende Stellungsänderung zu sämtlichen sozialen, juristischen und pädagogischen Problemen.»

Die Mitschuld der Gesellschaft am Delikt des Einzelnen, und ebenso der Schuldanteil der nicht in den Krieg verstrickten Völker an internationaler Zwietracht und Ausweglosigkeit — beides erfährt hier verheißend die Umkehr zur positiven Seite der Aufgabe. Jeder kann das Seine zu dieser neuen Grundlegung beitragen, die durchaus im Bereich des Möglichen liegt, nachdem ihre Elemente von verschiedenen Seiten ihre Lebenskraft erwiesen haben. Im Streben nach ihrer Vereinigung dämmert am Horizont ein neues, fruchtbares Verhältnis von Erziehung und Politik auf: Erziehung sei, um ein Bild *Immanuel Kants* abzuwandeln, nicht mehr die Magd, welche die Schleppe nachträgt, sondern, wo sie dient, sei sie die Fackelträgerin, die voranschreitend den Weg erleuchtet.

* *Heinrich Meng*, Zwang und Freiheit in der Erziehung. Erziehen, Strafen, Reifenlassen. Bern 1945. Verlag Hans Huber.

** *Bettina von Arnim*, «Dies Buch gehört dem König.» 2. Teil: Sokratie der Frau Rat. Bruchstück — Die Verbrecher. Bettina von Arnims sämtliche Werke. Herausgegeben, mit Benutzung ungedruckten Materials, von Waldemar Oehlke. 6. Band. Berlin 1921, Propyläen-Verlag.

APHORISMEN

Glücklich kann man nicht werden *wollen*, sondern es nur werden oder sein.

Glücklich ist jeder, der sich nicht unglücklich gemacht hat.

Wer nach den Schuldigen seines Unglücks fragt, hat *sich* vergessen.

Wer sagen kann, warum er glücklich ist, ist ein Egoist.

Den Schelmen steckt man hinter Gitter, den Egoisten nicht, denn er hat nichts Greifbares gestohlen.

Der Flirt kennt «drei Fliegen auf einen Schlag»; die Liebe nicht.

Leben ist eine Kunst. Aus dem Ergebnis erkennt man die Qualität des «Künstlers».

Die furchtbarste Katastrophe würde die sein, wo die gesamte Menschheit am gleichen Tage zur Einsicht käme, daß der Zustand der allumfassenden Gerechtigkeit nicht möglich oder — das Streben danach eine Lüge ist.

Wir verlangen von unseren Mitmenschen immer so viel, als uns fehlt.

Christian Stampfli

Von der Eitelkeit

Der Mensch ist so eitel, daß er noch mit der Versicherung, er sei es nicht, seine Eitelkeit befriedigt.

Die Eitelkeit gehört zum schwachen Menschen: sie ist der Trost seiner Ohnmacht. Darum ist die Eitelkeit mancher Greise verständlich und verzeihlich. Wir Jüngeren aber sind so ungerecht, von ihnen samt und sonders die volle Weisheit zu verlangen, die über alle Eitelkeiten erhaben wäre.

Es gibt freilich allerlei Spielarten und Formen von Eitelkeit — diese Schwäche hat ihre Stärkegrade: es gibt die liebenswürdig harmlose Eitelkeit, die mit dem Stoff der Menschlichkeit imprägniert ist, und es gibt die böse, welche dich immerzu mit lauernd mißtrauischem Blick prüft, in jedem, der sie nicht füttert, den Räuber witternd, der ihr etwas wegschnappen will . . .

Victor Wittner



Ja, Trudi,
der HOOVER ist
wieder erhältlich!
zwei Modelle
und zu
Vorkriegspreisen!
Du weißt ja, wie
meine Teppiche
immer schön sauber
sind und
wie schnell und
spielend leicht.
Der
HOOVER
Er KLOPFT...
er BURSTET...
er SAUGT
Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte mit Preisen
HOOVER-APPARATE A.G., Limmatstr. 45, ZÜRICH / Tel. (051) 256680



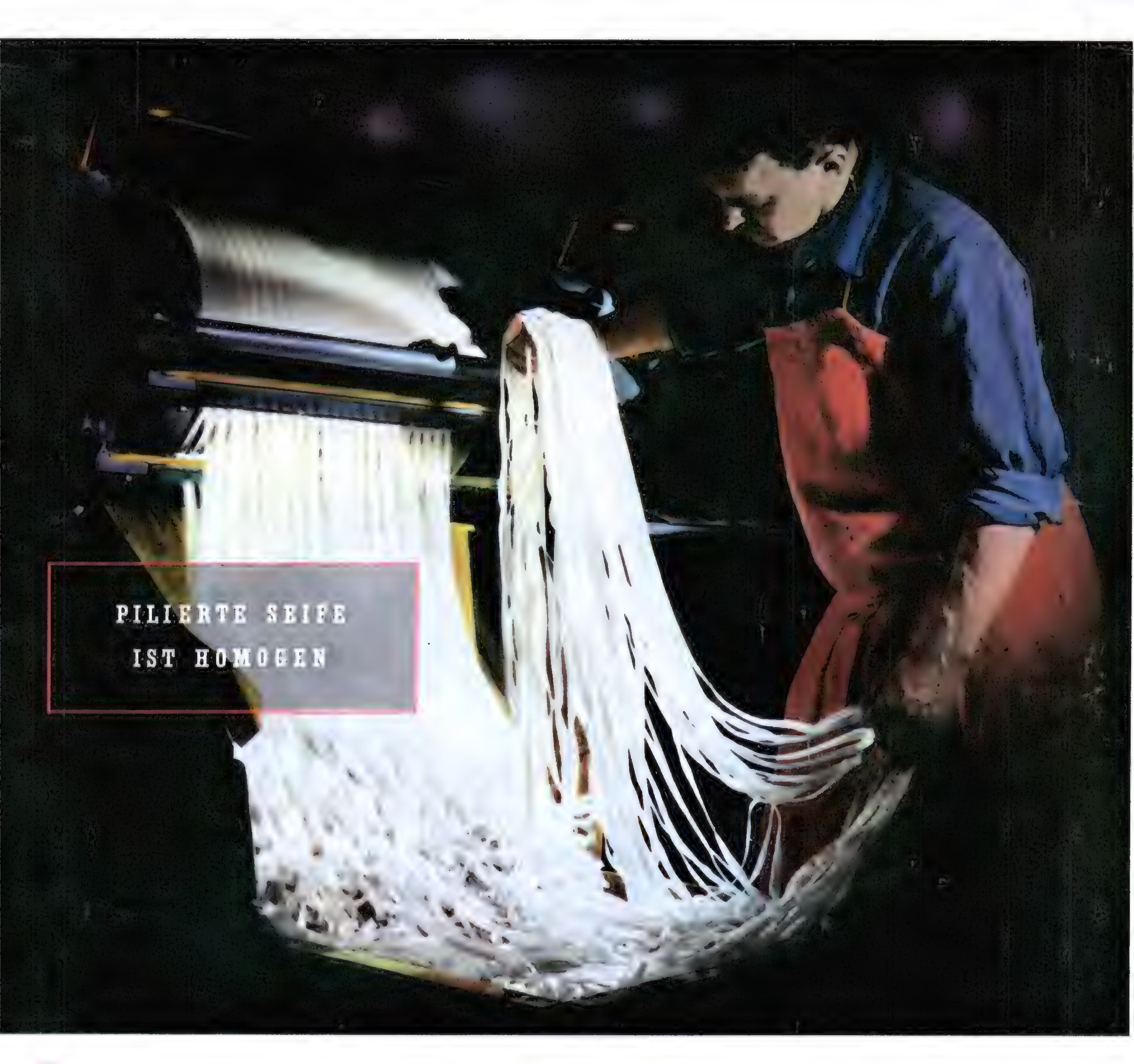
Gevaert
FILM
Gevaert



G. LABITZKE ERBEN
Labitzke Farben
LACKE DRUCKFARBEN
ZÜRICH-
ALTSTETTEN



EINLADUNG
Zur Feier des 40jährigen Bestehens unserer Firma ließen wir im Herbst 1945 ein «Jubiläums-Vademecum» erscheinen. Dieses mit 72 Federzeichnungen und Holzschnitten reich illustrierte Werk schildert die Entwicklungsgeschichte der Chronometrie, der wasserdichten und der automatischen Uhr.
Die erste Auflage dieses «Vademecums» war in kürzester Zeit vergriffen. Wir haben eine zweite, größere Auflage drucken lassen. Wenn Sie sich für diese Schrift interessieren, laden wir Sie ein, ein Exemplar von uns zu verlangen. Teilen Sie uns bitte die gewünschte Sprache mit:
deutsch - französisch - englisch - spanisch.
ROLEX
MONTRES ROLEX S.A. GENÈVE 10
18, rue du Marché



Die Grundlage der Toiletteseifen, die «Grundseife», wird ähnlich hergestellt wie die Haushaltseifen; da sie jedoch zur Pflege unserer Haut bestimmt sind, verwendet man hiezu nur die höchstwertigen Oele.

Die im Siedeverfahren entstandene Grundseife hat einen Fettgehalt von etwa 63 Prozent wie die gewöhnliche Seife. Nach dem Erstarren wird sie zu feinen Spänen geschnitten, und mittels warmer Luft entzieht man ihr so lange Wasser, bis der Fettgehalt 80 Prozent ausmacht. Nun werden die Seifenspäne mit Parfum vermischt. Wohl bleibt die Reinigung der Haut die Hauptaufgabe der Toiletteseife, doch hat die erfrischende und belebende Wirkung eines guten Parfums nicht zu unterschätzende Bedeutung. Jetzt wird die parfumierte Seifenmasse in einem mehrstufigen Walzwerk durch wassergekühlte Stahlzylinder «piliert», wodurch nicht nur eine innige Vermengung von Seife und Parfum, sondern zudem eine vollkommen gleichmäßige, feine Seifenqualität erreicht wird. Aus dem Pilierwerk läuft die Seifenmasse in Form von dünnen Bändern in eine Presse, welche die Seife zum homogenen Strang drückt und in gewünschten Profilen austreten läßt. Durch eine spezielle Apparatur werden gleichmäßige Stücke abgeschnitten; eine Presse verleiht ihnen die endgültige Form.

Steinfels-Toiletteseifen besitzen dieselben Merkmale wie die andern Steinfels-Produkte. Aus vorzüglichen Rohstoffen wird in gewissenhaftester Arbeit eine Qualität erzeugt, wie sie nur einem Unternehmen möglich ist, das außer einer viele Jahrzehnte langen Erfahrung die modernsten industriellen Produktionsanlagen besitzt.

ALEXEJ K. TOLSTOI

Fürst Serebriany

Roman aus der Zeit Iwans IV. Übersetzung aus dem Russischen von Dora Berndl mit einem Nachwort von Ludwig Berndl

In Ganzleinen gebunden 556 Seiten Fr. 6.60

•

CHARLOTTE BRONTË

Jane Eyre

Roman, übersetzt und bearbeitet von Paola Meister-Calvino
Nachwort von Mary Hottinger

In Ganzleinen gebunden 587 Seiten Fr. 6.60

•

HERMAN MELVILLE

Moby Dick

Übersetzt von Fritz Güttinger

In Ganzleinen gebunden 918 Seiten Fr. 9.90

•

HERMANN HESSE

Narziß und Goldmund

Erzählung

In Ganzleinen gebunden 450 Seiten Fr. 6.60

Manesse-Bibliothek der Weltliteratur





MANESSE VERLAG

Conzett & Huber Zürich

Die Manesse-Bibliothek der Weltliteratur

setzt sich zum Ziel, das geistige Erbe der Vergangenheit in neuer, würdiger Form zu überliefern. Die Herausgabe jedes einzelnen Bandes wird stets einem hervorragenden Kenner anvertraut. Die Manesse-Bände sind Dünndruckausgaben in Taschenformat. Sie umfassen 500 bis 1000 Seiten und sind in Ganzleinen gebunden. Alle zwei Monate erscheint ein neuer Band.

Der neueste Band

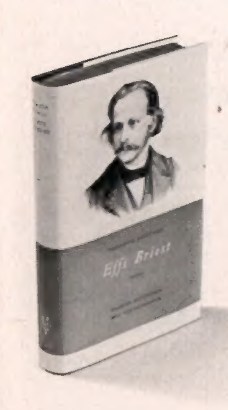
THEODOR FONTANE

Effi Briest

Roman. Nachwort von Max Rychner

Fontanes bekanntester Roman gehört zu den unvergänglichen Werken der neueren deutschen Literatur.

In Ganzleinen gebunden
500 Seiten Fr. 6.60





Franz von Assisi

Legenden und Laude

Herausgegeben von Otto Karrer
mit 10 Abbildungen nach Fresken von Giotto

Der Band enthält die Drei-Gefährten-Legende, die Lebensberichte von Celano und Bonaventura, sowie die Fioretti, die Lauden und den Sonnengesang im Urtext mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung.

In Ganzleinen gebunden
800 Seiten Fr. 9.90



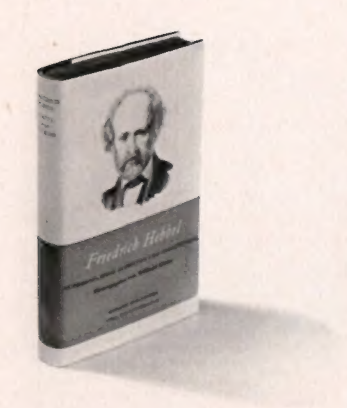
HENRY FIELDING

Tom Jones

Übersetzt von J. J. Bode, neu bearbeitet von Fritz Güttinger
10 Abbildungen nach Stichen von Moreau

Der kraftvolle und klassische englische Lebens- und Sittenroman, den Stendhal zu den zwölf besten Romanen der Weltliteratur gezählt hat.

In Ganzleinen gebunden
887 Seiten Fr. 9.90



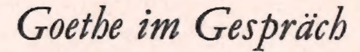
Friedrich Hebbel

Eine Autobiographie in Tagebüchern und Briefen.
Eingeleitet und erläutert von Willibald Klinke

Von allen Dramen Hebbels ist das interessanteste das ergreifende Drama seines Lebens, das hier in Hebbels eigenen Worten dargestellt ist.

In Ganzleinen gebunden
478 Seiten Fr. 6.60





Auswahl und Nachwort von Eduard Korrodi

«Dieses Buch gehört in die Bibliothek eines jeden Goethe-Verehrers. Wer es gelesen hat, legt es mit Eckermanns Worten beiseite: «Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte im Herzen.» *Schweizer Illustrierte.*

In Ganzleinen gebunden
883 Seiten Fr. 9.90



Eduard Mörike

Gedichte und Erzählungen   Herausgegeben von Werner Zemp

Der vorliegende Band enthält die Hauptwerke in Vers und Prosa, in welchen der dichterische Geist Mörikes am reinsten lebt. Werner Zemp, selber ein Lyriker von Rang und bekannt als Verfasser eines ausgezeichneten wissenschaftlichen Werkes über Mörike, hat dem Band ein bedeutendes Nachwort in der anziehenden Form eines Gespräches beigegeben.

In Ganzleinen gebunden
560 Seiten Fr. 6.60